

JoSch



Blick zurück nach vorn

Gespräche zu den Anfängen der
Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen

David Kreitz

JoSch

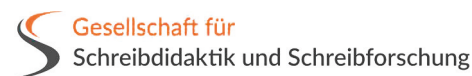
Blick zurück nach vorn

Gespräche zu den Anfängen der
Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen

David Kreitz

Diese Publikation erscheint im Rahmen von **JoSch - Journal für Schreibwissenschaft**.
JoSch wird herausgegeben von: Franziska Liebetanz, David Kreitz, Leonardo Dalessandro, Nicole Mackus

Finanziert und mit herausgegeben von: gefsus (Gesellschaft für Schreibwissenschaft und Schreibforschung)



2020 wbv Publikation
ein Geschäftsbereich der wbv Media GmbH & Co. KG

Gesamtherstellung:

wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld
wbv.de

Titelbild: Christine Lange, Berlin

Bestellnummer (Print): JOS2003

ISSN: 2701-066X

DOI: 10.3278/JOS2003W

Diese Publikation ist frei verfügbar zum Download unter wbv-open-access.de

Diese Publikation ist mit Ausnahme des Titelbildes unter folgender Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>



Für alle in diesem Werk verwendeten Warennamen sowie Firmen- und Markenbezeichnungen können Schutzrechte bestehen, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind. Deren Verwendung in diesem Werk berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese frei verfügbar seien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Gesellschaft für Schreibdidaktik und Schreibforschung

Grußwort zum Sonderheft „Blick zurück nach vorn“	4
<i>Katrin Girgensohn</i>	
Vorwort	5
<i>David Kreitz</i>	
Einleitung: Blick zurück nach vorn	9
Otto Kruse. „Wir müssen sehr viel detaillierter arbeiten an Problemen und da in die Tiefe gehen“	13
Gisbert Keseling. „Schreibforschung war für mich eine Voraussetzung eingreifen zu können“	24
Gabriela Ruhmann. „Mein Steckenpferd ist zu gucken: Wann ist das Lernfenster offen?“	30
Dagmar Knorr. „Ich denke, Schreiben lernt man tatsächlich durch Überarbeiten“	38
Gerd Bräuer. „Also diese Idee des Peer-Feedbacks, das ist die zentrale Größe, die mich regelrecht beeindruckt hat“	50
Andrea Frank. „Das sind ja jetzt die schönen Geschichten. Aber es war auch Kampf“	62

Grußwort zum Sonderheft „Blick zurück nach vorn“

Welch eine großartige Idee, einige der Pionier*innen der Schreibdidaktik im deutschsprachigen Raum direkt zu Wort kommen zu lassen!

Wir kennen diese Pionier*innen aus ihren Publikationen in Schreibdidaktik und -forschung, deren Texte vor allem die Schreibprozesse mit ihren Arbeits- und Denkprozessen, aber auch die Produktebene mit Anforderungen an akademische Textsorten bearbeiten. Teilweise kennen wir die Interviewten persönlich und freuen uns über den Austausch mit ihnen.

Gerade die Form als Interview ermöglicht einen anderen Zugang zu dem, was Schreibdidaktiker*innen der ersten Stunde über Praxis, theoretische Hintergründe, Forschung und die weiteren Entwicklungen in der Schreibdidaktik im deutschsprachigen Raum denken. Es treten stärker die persönlichen und subjektiven Gedanken, ihre Beweggründe in den Vordergrund, als wir dies aus ihren wissenschaftlichen Publikationen kennen. Und noch etwas betonen die Interviewten: die Wichtigkeit des Austauschs und des Netzwerkens.

Diese Aufgabe haben die Pionier*innen verfolgt, indem sie durch erste Weiterbildungen, Arbeitstreffen und Konferenzen den Austausch unter den Schreibdidaktiker*innen gefördert haben. Mit den Gesellschaften zum akademischen Schreiben der EATAW und der EWCA haben sie ein Netzwerk im europäischen Raum geschaffen. Im deutschsprachigen Raum vernetzen sich die drei deutschsprachigen Gesellschaften zunehmend, wie die Konferenz in Klagenfurt zur Schreibwissenschaft als Disziplin mit dem zugehörigen Sammelband zeigt (Huemer et al. 2020). An den nächsten Konferenzen des Forums wissenschaftliches Schreiben (FwS) werden ebenfalls alle drei deutschsprachigen Gesellschaften bei der Ausrichtung beteiligt sein.

Im Namen der Gesellschaft für Schreibdidaktik und Schreibforschung e.V. (gefsus) freuen wir uns sehr, dass diese Interviews dazu anregen, im Gesagten Neues und Altbekanntes zu entdecken, die Gedanken der Interviewten im Austausch mit anderen Schreibdidaktiker*innen weiter zu entwickeln, in der Praxis zu erproben und/oder zu erforschen, um fundierte schreibwissenschaftliche Theorien zu entwickeln.

Wir laden alle Lesenden zu diesem Austausch ein und danken David Kreitz für die Veröffentlichung der Interviews.

Viel Freude beim Lesen wünscht der *Vorstand der gefsus!*

Vorwort

In den 1990er Jahren, als die in diesem Heft Interviewten damit begannen, in Deutschland eine Didaktik des wissenschaftlichen Schreibens zu formieren, war ich noch Studentin. Wie fast alle Studierenden damals, musste ich mir an der Berliner Humboldt-Universität irgendwie selbst beibringen, wie man akademische Arbeiten verfasst. Natürlich gab es einzelne Lehrende, von denen ich rückwirkend – also nach der Abgabe der Arbeiten – Feedback bekam und einmal gab es sogar das Angebot, eine Arbeit zu überarbeiten und erneut einzureichen. Aber davon abgesehen habe ich nie eine Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten bekommen und erst Recht keine Schreibberatung.

Es ist also kein Wunder, dass ich das Schreiben meiner Magisterarbeit als unglaublich schwierig erlebte, obwohl ich mich eigentlich darauf gefreut hatte. Gefreut hatte ich mich, weil ich über ein Herzensthema schrieb: Über das kreative Schreiben in Gruppen. Das als kreatives Schreiben bezeichnete freie, literarische, biografische und spielerische Schreiben, insbesondere in Gruppen, hatte ich damals als Ausgleich zur theoretischen Arbeit im Studium für mich entdeckt, sogar eine Ausbildung am Berliner Institut für Kreatives Schreiben gemacht und angefangen, mir mit Schreibkursen und Schreibgruppenleitungen ein Zubrot zu verdienen (Diehm/Firnkes 2015). Aber angesichts der Aufgabe, aus meinem Herzensthema eine 100seitige, wissenschaftliche Arbeit zu machen, musste ich feststellen, dass mir meine in vielen positiven Schreiberfahrungen gewonnene Zuversicht schnell abhandenkam. Im Nachhinein betrachtet weiß ich, dass ich zu wenig Recherchekompetenz hatte, mein Thema nicht eingegrenzt genug war, mir eine gute Fragestellung fehlte, ich keine Ahnung von sozialwissenschaftlichen Methoden zum Führen und Auswerten von Interviews hatte (ich interviewte verschiedene Schreibgruppenleitungen) und vor allem nur vage ahnte, was überhaupt das Wissenschaftliche am wissenschaftlichen Schreiben sein soll. Dass ich trotzdem am Ende eine gute Arbeit abgab, verdanke ich drei Faktoren: erstens hatte ich ja zumindest gelernt, es „irgendwie“ hinzukriegen und versuchte nun halt „irgendwie“ die wissenschaftlichen Texte zu imitieren, die ich gelesen hatte. Zweitens hatte ich geduldige Freundinnen und Freunde, die bereit waren, mir zu meiner entstehenden Arbeit Feedback zu geben. Und drittens fiel mir rechtzeitig genug Otto Kruses Ratgeber „Keine Angst vor dem leeren Blatt“ in die Hände (Kruse 1998). Dieses Buch war meine Rettung, weil es handfest all das erläuterte, was mir im Studium nie jemand erklärt hatte.

Nach dem Studium führte ich fort, was ich schon begonnen hatte und versuchte freiberuflich davon zu leben, dass ich Schreibkurse gab und Schreibgruppen leitete. Als Freiberuflerin muss man sich nach dem Markt richten – leider gab es aber überhaupt keinen Markt für Schreibkurse. Doch nach und nach bekam ich immer mehr Aufträge aus Hochschulen. Es entwickelte sich offenbar langsam eine Nachfrage nach Kursen für wissenschaftliches Schreiben. Diese waren nun anfangs nicht gerade meine Expertise und auch nicht unbedingt das, was ich mit meiner Freiberuflichkeit im Sinn gehabt hatte, aber mir

war klar, dass solche Kurse für die Studierenden unglaublich wichtig sind. Deshalb versuchte ich, mich weiterzubilden und zu lernen, wie man wissenschaftliches Schreiben unterrichten kann. Meine erste Anlaufstelle war selbstverständlich das Buch „Keine Angst vor dem leeren Blatt“. Der Name Otto Kruse führte mich dann zu dem Sammelband „Schlüsselkompetenz Schreiben“ (Kruse/Jakobs/Ruhmann 1999). Und der verhalf mir nicht nur zu Einsichten und daraus abgeleiteten Übungen zum wissenschaftlichen Schreiben, sondern vor allem zu der Erkenntnis, dass es verschiedene Menschen gibt, die sich damit beschäftigen, wie man wissenschaftliches Schreiben lehren und lernen kann.

Die Namen der für dieses Heft Interviewten (und natürlich auch noch verschiedene andere) begegneten mir in den folgenden Jahren in unterschiedlichen Publikationen, die für die Kurse, Workshops und Gruppen, die ich konzipierte und durchführte, sehr wichtig waren. Fasziniert hat mich auch die Vorstellung, dass es an Hochschulen institutionalisierte Unterstützung für das Schreiben geben könnte, wie sie mit dem Schreiblabor an der Universität Bielefeld offensichtlich vorhanden war. Als dort 2002 ein Workshop angeboten wurde, der sich mit Schreibberatung und Peer-Tutoring befasste, meldete ich mich sofort an, denn ich hielt einen öffentlichen Workshop für DIE Gelegenheit, das Schreiblabor kennenzulernen.

Wie sich herausstellte, war es tatsächlich DIE Gelegenheit. Ich erinnere mich an mein ungläubiges Erstaunen, als ich feststellte, dass ich neben Gerd Bräuer saß, dessen Bücher „Warum schreiben?“ (1996) und „Schreibend lernen“ (1998) mir so wichtig waren, und dass Gabi Ruhmann und Otto Kruse, deren Übung „Aus alt mach neu“ (Kruse/Ruhmann 1999) in jedem Einzelnen meiner Workshops zum Einsatz kam, ebenfalls Teil der Runde waren. Ganz besonders ist mir in Erinnerung, in was für einer freundlichen und offenen Atmosphäre der Workshop stattfand. Für mich war es der erste intensive persönliche Austausch mit Kolleg*innen, die genauso interessiert an der Didaktik des akademischen Schreibens waren wie ich und ich fühlte mich wie ein Fisch im Wasser.

Seitdem ist viel passiert. Sehr viel. Wenn ich zurückblicke, kann ich kaum glauben, wie wenig Schreibzentren es damals gab, wie überschaubar die Literatur noch war und dass es so selten institutionalisierte Austauschmöglichkeiten gab. Heute fällt es mir manchmal schwer, mich zwischen den verschiedenen Tagungen und Konferenzen zu entscheiden. Ich glaube schon lange nicht mehr, bei den vielen Publikationen auf dem neusten Stand zu sein. Nach wie vor freue ich mich, wenn ich den Menschen hinter den Publikationen persönlich begegne und dabei stets weitere Kolleg*innen kennenlerne. Aber diejenigen, denen ich meine Sozialisation in unser Feld der akademischen Schreibdidaktik und -forschung verdanke, werden mir wohl immer in besonderer Erinnerung bleiben. Deshalb finde ich es wunderbar, dass David Kreitz damit begonnen hat, die Anfänge festzuhalten und sie so auch anderen zugänglich zu machen. Denn es ist ja immer einzelnen Menschen, die sich engagieren, zu verdanken, dass ein Feld entsteht und wächst.

Für meine Studie zur Institutionalisierung von Schreibzentren (Girgensohn 2017) habe ich mich mit dem Begriff der „Strategic Action Fields“ (SAFs) auseinandergesetzt. Diese werden folgendermaßen definiert:

„A strategic action field is a meso-level social order where actors (who can be individual or collective) interact with knowledge of one another under a set of common understandings about the purposes of the field, the relationships in the field (including who has power and why), and the field’s rules“ (Fligstein/McAdam 2011: 3).

Die in diesem Buch interviewten frühen „Actors“ in Deutschland haben damals erkannt, dass die akademische Schreibdidaktik und -forschung ein strategisches Handlungsfeld ist und haben damit angefangen, es zu prägen und zu verhandeln. So konnte ein Feld entstehen, das mittlerweile möglicherweise sogar eine eigene Disziplin wird (vgl. Huemer et al. 2020). Ich habe das o.g. Zitat hier eingebracht, weil es eben auch in der Wissenschaft nicht nur die Publikationen sind, die ein Feld prägen, sondern die Akteur*innen, die dahinter stehen. Die „Beziehungen, Machtverhältnisse und Regeln“ sind, so erinnere ich es, von dieser frühen Generation sehr geprägt worden. Besonders Gabi Ruhmann, die ja mittlerweile leider verstorben ist, war das immer sehr wichtig. Sie hat beharrlich alle neu hinzukommenden Schreibdidaktikinteressierten willkommen geheißen, ist uns auf Augenhöhe begegnet und hat großzügig ihr Wissen und ihre Materialien geteilt. Das Anliegen dieses Heftes, diese Akteur*innen selbst zu Wort kommen zu lassen und ihre Erinnerungen an die Anfänge so festzuhalten, finde ich sehr wichtig. Nicht zuletzt deshalb, weil sich Felder auch sehr leicht wieder verändern können: „All of the meanings in a field can break down, including what the purpose of the field is, what positions the actors occupy, what the rules of the game are, and how actors come to understand what others are doing.“ (Fligstein/McAdam 2011: 5)

Wir wissen nicht, wohin sich das Feld der Schreibdidaktik und Schreibforschung bewegt, ob es eine Disziplin wird (vgl. Huemer et al. 2020), eine Profession (vgl. Kreitz/Röding/Weisberg 2019) oder beides. Aber dank der Bemühungen, Geschichte(n) festzuhalten, wie sie zum Beispiel auch in den Oral Histories des Writing Center Research Projects gesammelt werden (<https://ualr.edu/writingcenter/wcrp/>), bekommen wir Ideen davon, was den Akteur*innen der Anfänge wichtig war. Dafür danke an David Kreitz und an alle Interviewten.

Viel Vergnügen beim Lesen wünsche ich!

Berlin, im Oktober 2020

Katrin Girgensohn

Literatur

- Bräuer, Gerd (1996): *Warum Schreiben? Schreiben in den USA: Aspekte, Verbindungen, Tendenzen*. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH.
- Bräuer, Gerd (1998): *Schreibend lernen. Grundlagen einer theoretischen und praktischen Schreibpädagogik*. Innsbruck/Wien: StudienVerlag.
- Diehm, Susanne/Firnkens, Michael (2015): *Die Macht der Worte (mitp Business). Schreiben als Beruf*. s. l.: MITP Verlags GmbH Co. KG.
- Fligstein, Neil, McAdam, Doug (2011): Toward a General Theory of Strategic Action Fields. In: *Sociological Theory*. Online im WWW. URL: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/j.1467-9558.2010.01385.x/epdf>.
- Girgensohn, Katrin (2017): *Von der Innovation zur Institution. Institutionalisierungsarbeit an Hochschulen am Beispiel der Leitung von Schreibzentren*. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Huemer, Birgit/Doleschal, Ursula/Wiederkehr, Ruth/Girgensohn, Katrin/Dengscherz, Sabine E./Brinkschulte, Melanie/Mertlitsch, Carmen (Hrsg.) (2020): *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Wien: Böhlau Wien.
- Kreitz, David/Röding, Dominik/Weisberg, Jan (2019): Professionalisierungstendenzen der Hochschulschreibdidaktik. Erkenntnisse aus dem Schreibdidaktiksurvey 2014. In: Hirsch-Weber, Andreas/Loesch, Cristina/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Forschung für die Schreibdidaktik. Voraussetzung oder institutioneller Irrweg?* Weinheim, Basel: Beltz Juventa. 31–46.
- Kruse, Otto (1998): *Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Kruse, Otto/Jakobs, Eva-Maria/Ruhmann, Gabriela (Hrsg.) (1999): *Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule*. Neuwies/Kriftel: Luchterhand.
- Kruse, Otto/Ruhmann, Gabriela (1999): Aus alt mach neu. Vom Lesen zum Schreiben wissenschaftlicher Texte. In: Kruse, Otto/Jakobs, Eva-Maria/Ruhmann, Gabriela (Hrsg.): *Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule*. Neuwies/Kriftel: Luchterhand. 109–121.

Einleitung: Blick zurück nach vorn

Über Anfänge der Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen

David Kreitz

Der Wissenschaftssoziologe Robert K. Merton schrieb 1965 sein Buch „On the Shoulder of Giants“. Er verfolgte darin auf teilweise wissenschaftsparodistische Art die Herkunft dieses Ausspruches bis ins Mittelalter und die Antike. Gemeint ist, dass heutige Wissenschaftler*innen Zwerge auf den Schultern von Riesen seien und deswegen den weiteren Blick haben, da sie auf Vorarbeiten aufbauen können. Dies gilt nicht nur für die Weiterentwicklung der Wissenschaft, sondern auch für die Weiterentwicklung einer didaktischen Praxis.

Am Anfang dieser Interviews stand die Frage danach, auf wessen Schultern wir heutigen Schreibdidaktiker*innen eigentlich stehen und vor allem die Frage nach den Anfängen schreibdidaktischer Unterstützungsangebote an deutschen Universitäten und Hochschulen. Dabei interessierte mich vor allem die Vielfalt dieser Anfänge.

Es ließe sich natürlich fragen, ob diese Anfänge nicht schon genug beleuchtet, die Geschichte schon auserzählt ist. Gabi Ruhmann (2014), Swantje Lahm (2016) und Andrea Scott (2016, 2017) haben bereits in Artikeln und Tagungsbeiträgen die Entwicklung der Schreibdidaktik in Deutschland bzw. im deutschsprachigen Raum rekapituliert. Auch die Tagung in Klagenfurt 2019 ließ sogenannte Doyen*nes in Kurzinterviews ein Schlaglicht auf die Schreibwissenschaft werfen.¹

Die Idee zu Interviews mit Personen aus der ersten Stunde der Schreibdidaktik, insbesondere der Schreibberatung, verdanke ich Prof. Dr. Joachim Grabowski von der Leibniz Universität Hannover. Er stellte auch den Kontakt zu Gisbert Keseling her. Alle anderen Interviewpartner*innen wählte ich selber aus und Limitationen in der Auswahl sind allein mir anzukreiden.

Kriterien für meine Auswahl waren, dass sich die Personen (1.) bereits sehr früh mit Schreibdidaktik auseinandergesetzt hatten (1980/90er), also einige der ersten Personen waren, die mit Publikationen, Institutionen, Workshops in Deutschland in Erscheinung traten und (2.) auch mehrheitlich zum Zeitpunkt der Interviews (2017/18) noch im Bereich der Schreibdidaktik an Hochschulen tätig sind. Und, obwohl die Interviews erst noch darüber Auskunft geben sollten, habe ich versucht, (3.) repräsentative Vertreter*innen unterschiedlicher Ansätze oder Richtungen innerhalb der Schreibdidaktik zu interviewen.

Meine Interviews begann ich jeweils mit der Frage, ob die Interviewten mit der Bezeichnung Pionier*in der Schreibdidaktik einverstanden wären und warum. Eine solche Auswahl von Pionier*innen, Gründer*innen, wichtigen Protagonist*innen ist zwangsläufig

¹ Dokumentation der Tagung online unter <https://padlet.com/schreibcenter/schreibwissenschaft2019> zu finden, die Aussagen der Doyen*nes finden sich unter Video-Interviews.

fig selektiv und ihr kann zumeist eine andere, ebenso plausible Auswahl gegenübergestellt werden. In den Interviews werden sehr viele Personen benannt, die ebenfalls in den Anfängen der Schreibdidaktik, der Schreib- und Textproduktionsforschung aktiv waren, so dass ein vollständigeres Bild entsteht.

Es ließe sich behaupten, dass sich an diese Anfangszeit eine Phase der Ausweitung von Schreibdidaktik, insbesondere des Schreib-Peer-Tutoring-Konzepts, anschließt. Damit einher geht dann auch die Etablierung der Schreib-Peer-Tutor*innen-Konferenz sowie der Langen Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten. Aus dieser sehr aktiven Schreib-Peer-Tutoring-Szene heraus ist 2010 dann auch das „JoSch: Journal der Schreibberatung“ gegründet worden. Eine Art Kodifizierung von Wissen für (angehende) Schreibdidaktiker*innen und die Ausbildung von Schreibberater*innen waren dann u. a. die Bücher „Zukunftsmodell Schreibberatung“ (Grieshammer et al. 2012), „Schreiben lehren, Schreiben lernen“ (Girgensohn/Sennewald 2012) und die Anthologie „Schreiben: Grundlagentexte zur Theorie, Didaktik und Beratung“ (Dreyfürst/Sennewald 2014, siehe dazu Scott 2017).

Die Förderung durch den Qualitätspakt Lehre führte dann zur weiteren Verbreitung schreibdidaktischer Projekte an Hochschulen und Universitäten, deren Bestand allerdings fraglich bleibt.

Zurzeit befinden wir uns womöglich an einer neuen Schwelle der Entwicklung:

Die Etablierung einer Schreibwissenschaft erscheint möglich, namentlich gibt es sie längst.

Und viele aus der ersten Generation der Schreibdidaktiker*innen sind noch aktiv, aber werden es zukünftig weniger stark sein. Die Selbstreflexion der Disziplinwerdung und Professionalisierung (Kreitz/Röding/Weisberg 2019: 33 f.), vielleicht auch anstehende Diskussionen innerhalb der Schreibdidaktik/Schreibwissenschaft und auch die Anbindung an ein breites Spektrum anderer Disziplinen können vom Einbezug der beruflichen Erfahrungen, wissenschaftlichen und didaktischen Erkenntnisse sowie intellektuellen Wurzeln dieser Erstgeneration nur profitieren. (ähnlich für die Hochschuldidaktik: Urban/Stolz 2013: 17).

Methodisch bediente ich mich einer Mischung aus berufsbiografischen und Expert*inneninterviews, die anhand eines offenen Leitfadens geführt wurden. Dies gewährleistete zum einen die Offenheit für interessante Exkurse, die ich nicht vorausgeahnt hatte, und gewährleistete zum anderen eine gewisse Vergleichbarkeit der Themen.

Die Interviews wurden inhaltlich transkribiert und sprachlich sowie strukturell überarbeitet, aber inhaltlich natürlich nicht verändert. Meine Fragen wurden größtenteils in indirekte Rede übertragen, um die Antworten der Interviewten stärker hervorzuheben. Die Äußerungen der Interviewten sind weitestgehend in ihrem umgangssprachlichen Ausdruck gehalten, um nicht nur die Inhalte, sondern auch die Art und Weise des Gesagten zu transportieren.

Eine Auswertung, z. B. mithilfe qualitativer Inhaltsanalyse, ist mit Absicht nicht erfolgt, da die Publikation der Interviews vor allem ein dokumentarisches, weniger ein ana-

lytisches Interesse verfolgt. Auch soll nicht durch eine Zusammenfassung und Interpretation die Lektüre der Interviews ersetzt werden.

Nun ist dieser Text mit „Blick zurück nach vorn“ betitelt und erscheint im Zusammenhang mit der Jubiläumsausgabe des JoSch, die die Diskussion um eine entstehende Schreibwissenschaft zum Schwerpunkt hat.

Der Blick zurück ermöglicht festzustellen, welche Kontinuitäten und Brüche, welche andauernden Diskussionen und (verschütteten) wissenschaftlichen Bezüge die Schreibdidaktik ausmachen und ermöglichen somit auch den Zugriff auf ein „reiches Erbe“ für eine entstehende Schreibwissenschaft. Dabei wird von den Interviewten natürlich vieles benannt, was auch bereits in Publikationen aufgearbeitet ist und nachgelesen werden kann (u. a. Macgilchrist/Girgensohn 2011). Doch die persönliche Darstellung der Interviewten, die Einordnung ihrer berufsbiografischen Geschichte in die Entwicklung der Schreibdidaktik, ist m. E. durchaus spannend zu lesen. Bestimmte Schwerpunkte innerhalb der Schreibdidaktik werden biografisch erklärbar, z. B. wenn deutlich wird, dass Gerd Bräuers Ansatz der reflexiven Praxis aus seiner Beschäftigung mit Brecht herrührt.

In der persönlichen Rückschau werden somit Aspekte deutlich, die möglicherweise vielfach unberücksichtigt geblieben sind, wenn es um die intellektuellen Wurzeln einer Schreibdidaktik, einer Schreibwissenschaft geht. Gerade auch das nicht publizierte Wissen, die Erfahrungen mit Institutionalisierungsarbeit, Forschung, dem Generieren neuer Ideen, mit Lehre und Beratung, das in den Interviews zur Sprache kommt, kann für kommende Generationen von Schreibwissenschaftler*innen durchaus Relevanz besitzen.

Die Wendung des Blicks nach vorn zielt ins noch nicht Realisierte, womöglich Utopische. In den meisten Interviews scheinen Visionen einer Schreibwissenschaft oder einer zukünftigen Schreibdidaktik und veränderten – womöglich verbesserten – Hochschullehre auf. Die Interviewten benannten die Desiderate, die sie wahrnehmen, kommentierten aktuelle Entwicklungen und beleuchteten ihre eigene Rolle oder Position.

Danken möchte ich allen Interviewten, die bereitwillig Auskunft gaben, sich gerne an ihre Anfänge in und mit der Schreibdidaktik erinnerten und der Veröffentlichung zustimmten. Besonderer Dank gebührt der Gesellschaft für Schreibdidaktik und Schreibforschung e. V. (gefsus), die diese Publikation großzügig unterstützte. Bedanken möchte ich mich auch bei meinen Kolleg*innen vom JoSch: Journal für Schreibwissenschaft und bei Vanessa Leppert von wbv media, die die Idee, diese Interviews im Rahmen des JoSch-Jubiläums zu veröffentlichen, unterstützten. Auch gilt mein Dank Jennifer Knieper von wbv media, die die Realisierung der Publikation begleitete.

Schließlich danke ich meiner Frau Ella Grieshammer, ohne deren Feedback und Korrekturen meine Texte sicherlich weniger lesbar wären.

Literatur

- Dreyfürst, Stephanie/Sennewald, Nadja (2014): *Schreiben.Grundlagentexte zur Theorie, Didaktik und Beratung*. Opladen/Toronto: Budrich.
- Girgensohn, Katrin/Sennewald, Nadja (2012): *Schreiben lehren, Schreiben lernen. Eine Einführung*. Darmstadt: WBG.
- Grieshammer, Ella/Liebetanz, Franziska/Peters, Nora/Zegenhagen, Jana (2012): *Zukunftsmodell Schreibberatung: Eine Anleitung zur Begleitung von Schreibenden im Studium*. Baltmannsweiler: Schneider.
- Lahm, Swantje (2016): Stories we live by. A Review of Writing Center Work in Higher Education in Germany. In: Knorr, Dagmar (Hrsg.): *Akademisches Schreiben. Vom Qualitätspakt Lehre I geförderte Schreibprojekte*. Hamburg: Universität Hamburg. 29–38.
- Kreitz, David/Röding, Dominik/Weisberg, Jan (2019): Professionalisierungstendenzen der Hochschulschreibdidaktik. Erkenntnisse aus dem Schreibdidaktiksurvey 2014. In: Hirsch-Weber, Andreas/Loesch, Cristina/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Forschung für die Schreibdidaktik: Voraussetzung oder institutioneller Irrweg?* Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 31–46
- Macgilchrist, Felicitas/Girgensohn, Katrin (2011): Humboldt Meets Bologna: Developments and Debates in Institutional Writing Support in Germany. In: *Canadian Journal for Studies in Discourse and Writing/Rédactologie*. Vol. 23. No. 1. <https://doi.org/10.31468/cjsdwr.9>
- Merton, Robert K. (1965): *On the Shoulders of Giants. A Shandean Postscript*. New York: The Free Press.
- Ruhmann, Gabriela (2014): Wissenschaftlich Schreiben lernen an deutschen Hochschulen – eine kleine Zwischenbilanz nach 20 Jahren. In: Knorr, Dagmar/Neumann, Ursula (Hrsg.): *Mehrsprachige Lehramtsstudierende schreiben*. Münster [u.a.]: Waxmann. 34–53.
- Scott, Andrea (2017): ‘We would be well advised to agree on our own basic principles’: Schreiben as an Agent of Discipline-Building in Writing Studies in Germany, Switzerland, Austria, and Liechtenstein. In: *Journal of Academic Writing*, Vol. 7. No 1. 43–58.
- Scott, Andrea (2016): Re-Centering Writing Center Studies: What U.S.-Based Scholars Can Learn from Their Colleagues in Germany, Switzerland, and Austria. In: *Zeitschrift Schreiben*, 2. Dez., 1–10. (Zugriff am 28.08.2018)
- Urban, Diana/Stolz, Katrin (2013): Wohin des Weges, Hochschuldidaktik? Über Profilbildungsprobleme und Perspektiven der Professionalisierung – zwei Dissertationsvorhaben. In: *Junge Hochschul- und Mediendidaktik. Forschung und Praxis im Dialog*. Online im WWW: http://www.hochschullehre.org/wp-content/files/JF_1_Urban_Stolz_almanach1.pdf (Zugriff am 21.02.2020).

Otto Kruse

„Wir müssen sehr viel detaillierter arbeiten an Problemen und da in die Tiefe gehen“

Am 14.10.2017 fuhr ich mit dem Zug nach Berlin. Für den darauffolgenden Tag hatte ich vor einigen Monaten einen Interviewtermin mit Gisbert Keseling vereinbart. Da ich beschlossen hatte, dieses Interviewprojekt etwas größer aufzuziehen, verabredete ich auch einen Termin mit Otto Kruse.¹ Otto empfing mich in seiner Wohnung in Potsdam. Er kochte uns einen Kaffee in der – es wunderte mich bei einem passionierten Schachspieler nicht – schwarz-weiß gekachelten Küche, dann begannen wir mit dem Interview.

Ich habe das ja schon gesagt, ich sehe dich als einen Pionier der Schreibdidaktik in Deutschland oder im deutschsprachigen Raum. Inwiefern könntest du dieser Bezeichnung zustimmen?

Otto Kruse (OK): Gut, ich war einer der ersten unter einer Reihe von anderen und habe eines der ersten Bücher geschrieben (Keine Angst vor dem leeren Blatt 1993), das speziell auf das wissenschaftliche Schreiben im Studium im deutschen Kontext bezogen war, und dieses Büchlein ist sehr weit rezipiert worden und hat mir einen sehr guten Ruf eingetragen. Von daher kann man die Bezeichnung Pionier auch durchaus nehmen. Es war schon mit einem ziemlichen Umdenken verbunden, Umdenken bezogen auf das, wie wir Schreiben in der Lehre einsetzen, was das Schreiben für eine Bedeutung hat und wie man mit dem Schreiben umgehen müsste. Von unseren heutigen Maßstäben ausgehend ist es klar, dass das Schreiben etwas ist, was man unterrichten muss. Aber wenn man eine so festgefahrene, traditionelle Hochschulkultur hat wie damals, in der Schreiben einfach vorausgesetzt wird, dann ist es wohl schon so etwas wie eine Pionierleistung, da zu einem Umdenken anzuregen.

In meiner nächsten Frage ging es um die berufsbiografischen Aspekte, die zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit dem Schreiben beigetragen haben.

OK: Ich habe mich selbst durch Diplom-, Doktor-, Habilitationsarbeiten gequält und hatte die üblichen Probleme damit. Später habe ich mich an das Schreiben gewöhnt, vor allem auch mit dem ersten PC von Apple, den ich mir gekauft habe (lacht), das war eine wahnsinnige Erleichterung, eine völlig neue Erfahrung mit dem Schreiben. Und dann war ich Studienberater, psychologischer Berater hier an der FU Berlin. Und habe da viele Rat-

¹ **Otto Kruse** schrieb seine Dissertation und Habilitation im Fach Psychologie an der TU Berlin. An der FU Berlin arbeitete er in der Psychologischen und der Studienberatung. Er war Professor für Psychologie der Sozialen Arbeit in Erfurt. Von 2003 bis 2015 war er Professor im Departement Angewandte Linguistik an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und leitete das Center for Academic Writing.

suchende gehabt mit Schreibproblemen. Da habe ich angefangen mit ihnen, ja, therapeutische Beratungsgespräche zu machen, um zu sehen, was da für eine emotionale Problematik dahintersteht. Ich habe also am Anfang eher psychotherapeutisch zu arbeiten versucht, aber bald gemerkt: Das bringt nichts. Dann habe ich irgendwann mit meiner Kollegin Edith Püschel angefangen Workshops anzubieten, um herauszufinden, was das für Probleme sind und was man tun kann, damit das Schreiben wieder in Fluss kommt. Dabei haben wir dann eine eher pädagogisch-psychologische Richtung eingeschlagen und haben sie einfach schreiben und reden lassen, um herauszufinden, was beim Schreiben passiert. Das hat sich als sehr ertragreich erwiesen.

*Da Otto Kruse hier bereits seine Kollegin erwähnt hatte, fragte ich ihn, mit welchen anderen Protagonist*innen er in dieser Frühzeit der Schreibdidaktik zu tun hatte.*

OK: Also, der erste, der mir hier einfällt, ist Lutz von Werder. Ein Philosoph, der mehrere Bücher geschrieben hatte über das Thema kreatives Schreiben in den Wissenschaften (u. a. 1993, 1995). Er hatte sehr viel amerikanische Literatur rezipiert und relativ lose zu textuellen Flechtwerken zusammengefügt (beide lachen). Also das waren Ideensteinbrüche, nicht sehr stark verdichtet. Er hatte eine Truppe von jungen Leuten an der Fachhochschule für Sozialpädagogik, Alice Salomon Hochschule, um sich geschart. Wir haben einige Aktionen zusammen gemacht, haben einen Arbeitskreis zusammen gegründet an der FU, wo er dann immer mit seinem Trupp ankam (lacht). Seine Ideen vom kreativen Schreiben in den Wissenschaften haben wir anfangs auch übernommen. Wir wussten noch nicht so richtig, ob man das Schreiben jetzt generell für alle Domänen oder spezifisch unterrichten musste. Und haben alles erstmal in einen Topf geworfen. Auch in unsere Schreibkurse haben wir durchaus immer kreative Übungen einbezogen. Nachdem wir eine Weile damit gearbeitet hatten, haben wir einmal einige Professor*innen an der FU zusammengeholt. Es war nicht mehr als ein kleines Grüppchen, das sich dafür interessierte, und (wir) haben dieses Konzept des kreativen Schreibens in den Wissenschaften vorgestellt und berichtet, was wir Schönes in unseren Workshops machen. Wir waren noch nicht ganz fertig, da stand einer dieser Großprofessoren auf, ein Romanist, und sagte: „Den Studierenden auch noch kreatives Schreiben beizubringen! Die schreiben doch sowieso schon viel zu kreativ und blumig, die sollen präzises Schreiben lernen! So etwas hat bei uns nichts zu suchen, wir lassen so etwas nicht zu!“ Hat sich also wirklich zehn Minuten echauffiert und damit war diese gesamte Veranstaltung unten durch (lacht). Schlussendlich muss ich aber sagen, dass es irgendwie auch heilsam war, da es uns gezeigt hat: Dieses Gemisch aus kreativ und wissenschaftlich geht nicht, nicht nur weil es keine Akzeptanz findet, sondern weil das, was gebraucht wird, tatsächlich präzises, faktenbezogenes, wissenschaftliches Schreiben ist. Kreative Übungen können durchaus nützlich sein, um Blockaden zu lösen, aber sie machen nicht die Substanz des wissenschaftlichen Schreibens aus.

Da mich sowohl die Anfänge der Schreibdidaktik interessieren als auch die berufsbioграфische Entwicklung der Interviewten, fragte ich Otto, ob er für sich einen Schwerpunkt bzw. ein bestimmtes Erkenntnisinteresse im Themenkomplex Schreibdidaktik und -forschung ausmachen könnte.

OK: Ja, das hat sich sehr stark gewandelt und entwickelt. Am Anfang war es einfach die Hilfe für die Studierenden und das Wissen darum, wie das Schreiben geht und was man tun kann, damit die Schreibprobleme weggehen. Daraus haben sich dann verschiedene Aspekte aus dem großen Feld der Literalität nach und nach ergeben. Damit sind wir ja in einem Kernbereich unserer Kulturen angelangt. Alles, was wir tun, ist durchzogen von Literalität und das Schreiben ist ein Zentrum davon. Also, so viel Zeit haben wir ja gar nicht, dass ich die Themen alle aufzähle, die mich da interessieren würden. Anfangs war es eher die kognitive Seite des Schreibens und der Schreibprozesse, dann kam die Beschäftigung mit Wissenschaftssprache dazu, und in Folge davon dann das Thema „Genre“. Die Grundfrage dabei war also, wie man in einem prozessbezogenen Ansatz eigentlich mit Sprache und Texten umgeht, wenn man nicht produktzentriert unterrichten will. Dann kamen interkulturelle Themen dazu und die Frage, was für Schreibkulturen es gibt. Heute ist es noch die Digitalisierung, die dazukommt, und die Frage, wie sich das Schreiben dabei verändert. Und so weiter. Das sind nur einige Hauptpunkte. Das mehrsprachige Schreiben tauchte auf, als ich in der Schweiz war, zumal ich an einem Studiengang Übersetzen unterrichtet habe und Schreibkurse in drei Sprachen parallel anbieten musste. Und es war anfangs nicht einfach, dabei mit meinen franko- und italophonen Kolleg*innen auf einen Nenner zu kommen. Also, das ist auch nochmal ein ziemlich interessantes und offenes Feld, das heute international sehr stark vom Fach „Englisch als Fremdsprache“ dominiert wird, was aber für mehrsprachige Kontexte wie die Schweiz oder Europa nicht ausreicht.

Würdest du schon sagen, dass eine Mehrsprachigkeitserfahrung durchaus guttun würde, um mehrsprachiges Schreiben besser in den Blick zu kriegen?

OK: Absolut, ja. Wir haben Projekte gemacht, mit drei-vier Sprachen, aber wenn du selbst nur zwei Sprachen sprichst, dann brauchst du noch andere Leute, die dir den Zugang zur dritten oder vierten Sprache bieten. Du kriegst das Thema nie wirklich in den Griff. Glücklicherweise hatte ich meine Mitarbeiterin Madalina Chitez damals, die die Sprachen beherrschte, die mir fehlten. Wenn man Fragebögen in vier Sprachen macht oder fünf sogar, da kommt man dann einfach an die Grenzen, da die Tools unbeweglich werden. Man kann ja nichts mehr ändern, ohne dass man das in allen Sprachen macht. Deutsch und Englisch, das kann ich noch selbst nachvollziehen, aber in den anderen Sprachen muss ich passen. Wir waren vorher noch nicht mit der Aufzählung von Leuten fertig.

Ich war dankbar für diese Erinnerung an meine ursprüngliche Frage und ließ Otto den Faden wieder aufnehmen.

OK: Lutz von Werder war eine erste Anlaufstation und dann lernte ich weitere Leute kennen. Einmal über den Arne Wrobel, den kannte ich aus dem Studium und habe dann erfahren, dass er Spezialist ist für wissenschaftliches Schreiben, und Gisbert Keseling als Doktorvater hatte. Gisbert Keseling habe ich einmal nach Berlin eingeladen, als wir eine kleine Tagung an der FU gemacht haben, das muss so Anfang der 1990er Jahre gewesen sein. Es war eine FU-weite Tagung mit Lutz von Werder, Gisbert Keseling und ein paar Leuten aus dem lokalen Kontext. Das war ein ziemlicher Clash of Cultures zwischen dem differenzierten Schreibforscher Gisbert Keseling und dem Denker-in-großen-Linien Lutz von Werder (lacht) und ich war irgendwo zwischendrin. Aber immerhin war das ein Anfang dazu, das Schreiben in einer etwas größeren Gruppe zu diskutieren. Ich glaube, da waren 30 oder 40 Teilnehmende dabei.

Es gab damals auch eine Schreibforschung, die sich gerade entwickelte, da wären neben Gisbert Keseling und Arno Wrobel vor allem Gerd Antos und Hans Krings, Gerhard Augst und Helmut Feilke, Konrad Ehlich und Angelika Steets zu nennen, die aber anfangs relativ weit weg vom wissenschaftlichen Schreiben operierten. Die wichtigste Person, mit der ich zusammengearbeitet habe, war Eva-Maria Jakobs. Sie hatte über Intertextualität und Zitierkonventionen (1999) habilitiert, war also in diesem Thema up-to-date und war zudem eine sehr kooperative Person, die gerne neue Dinge anpackte. Sie hatte damals gerade eine Arbeitsgemeinschaft namens Prowitec (Produktion Wissenschaftlicher Texte mit und ohne Computer) zusammen mit Dagmar Knorr und Sylvie Molitor-Lübbert gegründet. Sie hat mit diesem Arbeitskreis etwa 1996 die erste Tagung zum Schreiben in den Wissenschaften organisiert, irgendwo bei Saarbrücken im Winter mit meterhohem Schnee (lacht). Und hatte eine ganze Menge an Leuten vor allem aus der Linguistik zusammengeholt. Dort haben wir dann die Idee lanciert, eine eher praktisch ausgerichtete Tagung zum wissenschaftlichen Schreiben zu organisieren, die dann 1997 an meiner Hochschule in Erfurt stattgefunden hat. Gabriela Ruhmann, Eva-Maria Jakobs und ich waren die Veranstalter und haben die Ergebnisse nachher auch gemeinsam publiziert (Schlüsselkompetenz Schreiben, 1999). Während Eva-Maria Jakobs nach ihrer Berufung an die TU Aachen eher schreibwissenschaftlich weitergearbeitet hat, haben Gabriela und ich eher den didaktisch-praktischen Strang weiterverfolgt. 1999 hat Gabi dann die nächste Tagung in Bochum organisiert und wir haben dort die EATAW² gegründet, in der Gabi und ich Vorstandsmitglieder wurden. Damit wurde das wissenschaftliche Schreiben europäisch.

Im nächsten Schritt kamen dann schon die Amerikaner dazu, wobei für mich John Bean mit seinem Ansatz zum kritischen Denken (2011) und David Russell am Anfang besonders hilfreich waren.

2 EATAW: European Association for the Teaching of Academic Writing, <http://eataw.eu>

Das heißt, die waren auch schon da, die spielten auch persönlich eine Rolle, nicht nur durch ihre Bücher?

OK: Ich denke, in Bochum 1999 waren einige schon dabei, bin mir allerdings nicht sicher; es kann auch sein, dass sie erst zur EATAW Tagung in Amsterdam 2001 dazukamen.

Das heißt, die brachten so eine Richtung mit rein, Schreiben und kritisches Denken miteinander zu verbinden?

OK: Das, was wir „wissenschaftliches Schreiben“ nennen, wird in den USA ja unter dem Oberthema „Writing across the Curriculum“ und „Writing in the Disciplines“ verhandelt. Die Leute, die das machten, fanden unsere Kontexte sehr interessant, während die Leute, die im First Year Composition-Bereich arbeiteten, nicht so stark vertreten waren, weil sie etwas völlig anderes machen und das Undergraduate-Studium dort nach einer anderen Logik funktioniert als unsere Studiengänge. Aber alle die, sagen wir mal, Writing in the Disciplines gemacht haben, die waren sehr interessiert daran, was in Europa passiert. Dazu waren auch die amerikanischen Schreibzentren gut vertreten, denn mit der EATAW gleichzeitig war auch die EWCA (European Writing Center Association) gegründet worden. Nach zwei oder drei Tagungen trennten sich die beiden Gesellschaften dann.

Anschließend fragte ich danach, welche weiteren Ideen, Texte und Personen Otto Kruse als wichtig für seine eigene Beschäftigung mit der Schreibdidaktik sieht.

OK: Ja, natürlich das kognitive Modell von Flower und Hayes (1980), das immer sehr attraktiv und rätselhaft war. Da sind diese Flussdiagramme, in denen man mit dem Finger drin rumfahren kann. Die sind sehr illustrativ und attraktiv und das beschäftigt mich bis heute, wie man das konstruktiv weiter entwickeln kann. Aber das Modell hat auch einiges an Widerspruch hervorgerufen. Wir ahnen, dass diese Flussdiagramme uns nicht wirklich weiterhelfen, da sie zu computerhaft sind. Also das war sicherlich einer der Schlüsseltexte. Arne Wrobel hatte mich mit den kognitiven Ansätzen vertraut gemacht. So, das war ein wichtiger Ausgangspunkt. Sonst müsste ich mal nachdenken, was für wichtige Literatur mich da am meisten beeindruckt hat. Also, sehr aufmerksam habe ich die Sachen von Eva-Maria Jakobs studiert. Und ich staunte da natürlich über ihr linguistisches Hintergrundwissen, das für mich ein Fenster in eine ganz andere Disziplin bildete, im Vergleich zu den kognitiven Ansätzen, die eher psychologisch ausgerichtet sind, dafür aber keine sprachwissenschaftlichen Konzepte haben. Da tauchte dann natürlich die Frage auf, zu welcher Disziplin das Schreiben gehört und was für Fragen in der Linguistik, Psychologie, Pädagogik oder anderen Fächern zu behandeln wären. Das waren Fragen, die eigentlich auf jeder Tagung implizit ausgehandelt wurden. Dass das Schreiben eine eigene wissenschaftliche Disziplin ist oder sein kann, das kam erst langsam in den Blick

Jetzt müsste ich nachdenken, was noch wichtig war. Es war ja anfangs noch so, dass wir gar keinen Zugriff auf die amerikanischen Bücher hatten. Ich bin ja so bis 2000 oder länger alle ein bis zwei Jahre in die USA gefahren und habe große Bücherpakete nach Hause

geschickt. (Lachen). In der Vor-Amazon-Zeit hatten wir absolut keinen Zugriff auf deren Bücher, weil hier weder das Fach „Composition“ noch das „Creative Writing“ bekannt war und kein Buchhändler irgendeins von diesen Büchern hier parat hatte. Also fuhr ich dorthin und habe in den Buchläden die Bücherregale durchforstet. Ich wusste aber auch nicht immer so genau, was ich suchte, und habe manchmal nicht die Sachen getroffen, die mich wirklich interessiert hätten. Mit Amazon haben wir erst den komfortablen Zugang zur amerikanischen Literatur bekommen und konnten uns tatsächlich auch internationalisieren. Auch viele Zeitschriften gab es nicht, also z. B. *College English*, *Written Communication* oder *College Composition and Communication* waren kaum in deutschen Bibliotheken vorhanden und auch mit Fernleihe nicht erhältlich.

Dass wir so abgeschnitten waren, war zum Teil auch ganz gut, weil wir uns damit selbst nicht zu sehr amerikanisierten. Oder sagen wir mal, weil wir Zeit hatten, den ganzen prozessbezogenen Ansatz auf unsere Realität und Tradition zu übertragen. Und das war gar nicht so einfach, weil wir nun mal also eine lange Geistesgeschichte haben, die viel mit Schriftlichkeit verbunden ist. Und unser deutscher Zugang zur Schriftlichkeit im Studium ist ein anderer als es der in den USA war. Das hängt zum Teil mit deren Essaykultur und unserer Seminarkultur zusammen, die zwar irgendwo in der Geschichte sich getroffen haben, aber die Essays sind nicht wirklich bei uns angekommen und die Seminare in einer anderen Form in den USA. Es hängt aber auch damit zusammen, dass die Rhetorik in den USA erhalten geblieben war, während sie bei uns schon vor fast 200 Jahren aus den Hochschulen vertrieben worden war. So, und wir mussten erst einmal herausfinden, wo die Unterschiede in den Schreibkulturen liegen und wie man den prozessorientierten Ansatz in unsere Seminarkultur einbringen kann. Es war dann vor allem Gerd Bräuer, der aus seinen USA-Erfahrungen heraus viele von den amerikanischen Diskursen hier bekanntmachte (1996).

Und sehr hilfreich war Gabriela Ruhmann, weil sie sowohl einen linguistischen als auch einen philosophischen Blick auf Texte und auf das Schreiben hatte, und damit nicht die sprachliche Gestaltung, sondern das Denken in den Vordergrund stellte. Nicht in seiner kognitiven Reduktion, die sich ja eher auf die untergeordneten automatisierten Prozesse bezieht. Denken ist dagegen ein gezielter, zum Teil auch bewusster Prozess, den wir steuern und der sehr interaktiv mit Bezug auf die Gedanken anderer stattfindet, auf die das Denken in Diskursen ja immer Bezug nehmen muss. Da hat die Philosophie den besseren Zugriff drauf, da sie sich mit Gedanken, nicht mit Kognitionen beschäftigt. In den kognitiven Modellen erscheint der Kopf ja wie ein Computerprogramm, in dem verschiedene Operatoren den Gedankenstrom verarbeiten und den Output bestimmen. Gabriela hat uns gezeigt, wie wichtig es ist, beim Schreiben den Gehalt der einzelnen Gedanken und ihre Verbindungen untereinander in den Blick zu nehmen. Sie hat die Sprache eher als eine Funktion des Ausdrucks von Gedanken angesehen und geholfen das in unsere Schreibdidaktik aufzunehmen (Ruhmann 2003, Kruse 2017a & b).

Mit den vorhergehenden Fragen hatte ich versucht, vor allem einen Rückblick auf die intellektuellen Einflüsse durch Personen und Texte zu bekommen. In einem nächsten Schritt interessierte mich, welche Desiderate in Schreibdidaktik und -forschung für Otto augenfällig seien.

OK: Also, das Erste ist, dass wir die Vielfalt noch viel mehr und damit auch die Spezialisierung auf bestimmte Teilprobleme des Schreibens noch viel mehr beachten müssen. Durch die praktische Arbeit kommen alle immer wieder in die gleichen Rillen hinein und schreiben auch zum Teil immer wieder die gleichen Artikel und Bücher. Wie schreibt man eine Hausarbeit oder wie schreibt man eine Doktorarbeit? Davon müssen wir wegkommen und sehr viel detaillierter an einzelnen Problemen arbeiten und dort in die Tiefe gehen.

Denn wir haben das Problem, dass wir keine Disziplin sind, das heißt, wir haben keinen Studiengang „Schreibwissenschaft“, in dem man das Wissen des Fachs von Grund auf lernen kann und in dem Bachelor-, Master- und Doktorarbeiten geschrieben werden können. Auf der Tagung der deutschsprachigen Schreibgesellschaften in Klagenfurt letztes Jahr ist das diskutiert worden. Diese Grundausbildung fehlt den heutigen Akteur*innen; wir kommen alle aus unterschiedlichen Disziplinen und qualifizieren uns im Job oder in kurzen Weiterbildungen zum Thema „Schreiben“, haben davor aber lang und breit die Grundlagen eines ganz anderen Fachs gelernt. So, das wäre also das Eine.

Das andere Thema ist die Digitalisierung, da sind wir ja irgendwie immer noch am Anfang, obwohl wir seit fast vierzig Jahren auch mittendrin sind, können aber die Umbrüche, auch die, die jetzt noch kommen, immer noch nicht richtig verstehen. Das Schreiben hat sich radikal verändert in dieser Zeit. Das ist ein interessantes Phänomen, wie schnell und wie langsam solche Prozesse gleichzeitig vor sich gehen können. Ich habe angefangen selber ein Tool zu konstruieren („Thesis Writer“, Kruse/Rapp 2018), obwohl mir die Digitalität nicht in die Wiege gelegt worden ist, aber ich merke einfach, was für einen Erkenntniszuwachs es bedeutet, wenn man mal Schreibprozesse, wie sie beim Verfassen von Abschlussarbeiten zu finden sind, versucht zu formalisieren, so dass sie durch Computerprogramme unterstützt werden können. Das ist noch mal eine ganz andere Draufsicht auf das Thema und lässt einen so Dinge wie Prozess, Wissenschaftssprache oder Genre von ganz neuen Seiten sehen. Es zwingt auch zur Zusammenarbeit mit mehreren anderen Disziplinen, die jeweils wieder ihre eigene Warte haben, von der sie auf unsere Themen sehen. Man spürt, dass durch die Digitalisierung das Schreiben selbst sich verändert und mit dem Schreiben auch die Schreibforschung oder die Möglichkeiten, die wir haben, es zu unterrichten.

*Wir Schreibdidaktiker*innen sollten also bei Teilaspekten des Schreibens in die Tiefe gehen und das könnte die Digitalisierung begünstigen. Ich fragte mich und fragte also auch Otto, ob er dazu konkrete Vorstellungen habe.*

OK: Ja, wir haben sehr viele neue Tools, die das Schreiben heute unterstützen, und mit den web-basierten Plattformen entstehen sehr große Datenmengen, mit denen man etwas anfangen kann. Das ist eine Aufgabe, mit der sich die Writing Analytics seit einiger Zeit beschäftigt. Sie bietet Zugänge, die wir nie zuvor gehabt haben, und es entsteht die Frage, wie man die vielen Daten denn auswerten soll, sieht man von den datenrechtlichen Schranken einmal ab, die dabei auftauchen. Jedenfalls ist das ein neuer methodischer Zugang, der erst ansatzweise erschlossen ist. Keylogging-Aufzeichnungen erlauben uns zusätzlich einen Blick in die Tiefe, und wir können genauer analysieren, was die Schreibenden gemacht haben. Mit Untersuchungstechniken wie dem Stimulated Recall, vielleicht verbunden mit Eye-Tracking, kann man Mikroprozesse des Schreibens untersuchen und dabei die Entscheidungen nachvollziehen, die die Schreibenden getroffen haben. Das bietet natürlich noch einmal ganz neue Möglichkeiten für die Schreibforschung. Es geht sehr wohl in die Tiefe und ist auch für die Didaktik sehr instruktiv.

Daraufhin interessierte mich, inwiefern Untersuchungen zur Optimierung von Schreibprozessen, bis hin zur Suche nach dem optimalen Prozess für das optimale Produkt, durch diese Verfügbarkeit von Prozessdaten möglich würden.

OK: Ich denke, dass wir individualisierte Wege zum Schreibenlernen damit besser untersuchen können. Ob wir neue Einsichten über Schreibstrategien bekommen? Ich glaube schon. Was wir deutlich sehen, ist zum Beispiel, dass Schreiben und Denken in den heutigen Textverarbeitungsprogrammen anders verbunden sind als früher. Grob gesagt musste man früher nachdenken, bevor man etwas formuliert hat, weil der Text auf dem Papier fixiert und schwer veränderbar war, während viele Schreibende heute erst etwas in den Computer eingeben, und dann anfangen darüber nachzudenken, ob es passt. Sie können die denkerische Feinarbeit auf dem Bildschirm machen mit dem Text vor Augen und alles ändern, was nicht passt.

Neue Tools bieten auch größere Möglichkeiten zur sprachlichen Unterstützung der Schreibenden, über die automatische Grammatik- und Rechtschreibprüfung hinaus, mit Phrasebooks, Corpus Search Tools oder mit automatischem Feedback. Computergestützte Tools erlauben zudem, individualisierte Hilfe anzubieten. In Schreibkursen muss man alle gleich unterrichten, während sich mit den neuen digitalen Tools die Nutzer jeweils die Unterstützung holen können, die sie gerade brauchen. Ich glaube, damit kann man den individuellen Schreibprozess besser unterstützen. Das alles sagt nichts gegen Schreibberatung, ich denke, dass ein persönliches Gespräch immer bereichernder ist als die Interaktion mit dem Computer. Allerdings hat man den Computer immer zur Hand, während die Schreibberater*innen nicht so schnell zu haben sind.

Wenn du jetzt von Teilaspekten des Schreibens gesprochen hast, die man tiefer untersuchen müsste, da würden viele Leute ja wahrscheinlich sagen, ok, das machen wir jetzt irgendwie so mit Experimenten, wir gucken uns jetzt an, wie Leute formulieren etc. Dann gibt es gleichzeitig natürlich bei uns Stimmen, die sagen, ok, wir sind am Prozess dran. Also wir gucken uns Schreiben eher ganzheitlich an, wie kann man das beides zusammenkriegen?

OK: Wenn man Schreibprozesse über Aufzeichnungen wie Screen Recording anschaut, ist das doch ganzheitlich, oder? Natürlich zerlegt man das Ganze dann auch in einzelne Daten oder Variablen, damit man gesicherte Aussagen treffen kann. Aber gerade bei Stimulated Recall-Verfahren gibt man den Schreibenden Gelegenheit zu sagen, warum sie sich für ein Wort, einen Ausdruck, eine Aussage entschieden haben. Integrieren kann man das wohl nur auf der theoretischen Ebene. Forschung mag sich zwar oft in Details verlieren, ich finde sie aber durchaus illustrativ für die praktischen Probleme, die wir in der Beratung oder Lehre haben.

Hieran anschließend fragte ich, ob dann der Versuch, eine allgemeine Schreibtheorie zu begründen, überhaupt sinnvoll wäre.

OK: Ich glaube, das ist genauso nutzlos wie eine allgemeine Handlungstheorie oder eine allgemeine Kognitionstheorie. Das sind höchstens Gebietsbezeichnungen, aber nicht Felder für einheitliche Theorien. Ich glaube überhaupt, dass die Zeiten der großen Theorien vorbei sind. Ob das zu bedauern ist, ist mir nicht ganz klar. Heute orientieren wir uns ja eher am „Stand der Forschung“, der jeweils sehr viel konkreter am Gegenstand ist und zudem flexibler und nicht in eine so feste Form gegossen ist wie die großen Theorien.

Bei der Beschäftigung mit dem Schreiben bleibt es meines Erachtens nicht aus, dass sich auch das eigene Vorgehen verändert. Daher fragte ich Otto Kruse, was er über sein eigenes Schreiben gelernt habe und ob sich das mit der Zeit verändert habe.

OK: Naja, ich habe einen Meilenstein schon genannt. Das war damals in den 80er Jahren mein Apple Macintosh SE, den man nur anknipsen musste, und dann konnte man schreiben, weitgehend intuitiv, ohne jegliche technische Kenntnisse oder Befehlscodes. Er hatte ein Gliederungsprogramm parat und ein Rechtschreibprogramm, auch ein Literaturverwaltungsprogramm. So etwas von Komfort war ich von meiner Schreibmaschine nicht gewöhnt und da ich selbst kein sehr planender Schreiber bin, sondern eher lokal anfangen, an irgendwelchen Ideen zu arbeiten, ist der Computer ein echter Segen für mich. Denn ich muss nicht so scharf planen. Ich kann Dinge einfach langsam entwickeln und dann schauen, wo das hintreibt, und kriege dann langsam Klarheit über meine eigenen Gedanken. Diese Art des Schreibens ist für mich Genuss. Wenn ich dann strukturieren muss, dann wird es harte Arbeit. Dann muss ich präzise sein und weghobeln, was nicht hingehört, und den roten Faden durchwirken. Also, ich habe meine eigenen Schreibgewohnheiten, Schreibstrategien herausgefunden und auch irgendwo die Schreibart gefunden, in der ich mich wohlfühle, die für mich komfortabel ist. Und in der ich dann, wenn ich in einem

Schreibfluss bin, morgens um 6 Uhr aufwache und blind an den Computer gehe, Topf Kaffee dazu, um an einer Idee weiterzuarbeiten. Ich denke, das ist das natürliche Ideal für jeden Arbeitsprozess, wenn man so einen Zugang dazu gefunden hat.

Ich fand es sehr interessant, dass Otto vor allem dieses Sich-wohl-fühlen mit einer Arbeitsweise stark machte. Bezugnehmend auf das klassische Modell von Hayes und Flower fragte ich ihn, ob genau das auch etwas sei, was bei kognitiven Ansätzen eigentlich zu kurz komme, diese emotionale Komponente.

OK: Das ist ein sehr weiter Bogen, den du da jetzt zu schlagen versuchst (lacht). Also von diesem kognitiven Modell bis zur Schreibpraxis, das ist ein weiter Schritt, da kommen viele zusätzliche Sachen ins Spiel. Die kognitiven Modelle sind ja deshalb problematisch, weil von Flower und Hayes ein computatorisches Verständnis des Denkens dahintersteckt, in dem unser Gehirn wie ein Computer Ideen produziert und sie dann in Sprache transformiert. Da ist eigentlich die Sprache aus dem Denkprozess rausgekickt worden und irgendein Maschinenprogramm produziert die Gedanken. Die kognitiven Modelle haben einfach ein paar grundlagentheoretische Probleme und man kann sie nicht eins zu eins in Praxis umsetzen, vor allem deshalb, weil in ihnen mentale Instanzen die Arbeit machen, nicht die Schreibenden selbst. Die schauen nur zu, was ihre „Prozesse“ tun. Was natürlich immer verwendbar ist, ist der prozessorientierte Ansatz selbst, aber der ist ja nicht notwendig mit diesen kognitiven Modellen verknüpft. Man kann das kognitive Modell nicht so einfach auf sich selbst beziehen, weil man als Autor in dem Modell gar nicht auftritt.

Literatur

- Bean, John C. (2011): *Engaging ideas: The Professor's Guide to integrating Writing, Critical Thinking, and Active Learning in the Classroom*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Bräuer, Gerd (1996): *Warum Schreiben? Schreiben in den USA: Aspekte, Verbindungen, Tendenzen*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Hayes, John R./Flower Linda S. (1980): Identifying the Organisation of Writing Processes. In: Gregg, Lee W./Steinberg, Erwin (Hrsg.): *Cognitive Processes in Writing*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Jakobs, Eva-Maria (1999): *Textvernetzung in den Wissenschaften. Zitat und Verweis als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns*. Tübingen: Niemeyer.
- Kruse, Otto. (1993). *Keine Angst vor dem leeren Blatt: Ohne Schreibblockaden durchs Studium*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kruse, Otto/Ruhmann, Gabriela/Jakobs, Eva-Maria (Hrsg.) (1999): *Schlüsselkompetenz Schreiben: Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule*. Neuwied: Luchterhand.

- Kruse, Otto (2017a): Schreiben, um Denken zu lernen. In: Ruhr-Universität Bochum (Hrsg.). *„Aus alt mach neu“ – schreibdidaktische Konzepte, Methoden und Übungen: Festschrift für Gabriela Ruhmann*. Bielefeld: UVW. 21–51.
- Kruse, Otto (2017b): *Kritisches Denken und Argumentieren: Eine Einführung für Studierende*. Konstanz: UVK.
- Kruse, Otto/Rapp, Christian (2018): Digitale Anleitung von Abschlussarbeiten mit Thesis Writer. In: *JoSch-Journal der Schreibberatung* 01/2018. 51–64.
- Ruhmann, Gabriela (2003): Präzise denken, sprechen, schreiben – Bausteine einer prozessorientierten Propädeutik. In: Ehlich, Konrad/Steets, Angelika (Hrsg.) *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*. Berlin/New York: de Gruyter. 211–232.
- von Werder, Lutz (1993): *Lehrbuch des wissenschaftlichen Schreibens. Ein Übungsbuch für die Praxis*. Berlin: Schibri.
- von Werder, Lutz (1995): *Kreatives Schreiben in den Wissenschaften: Für Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung*. Berlin: Schibri.

Gisbert Keseling

„Schreibforschung war für mich eine Voraussetzung eingreifen zu können“

Nachdem ich zwei Tage vorher Otto Kruse interviewt hatte, war ich am 16.10.2017 bei Gisbert Keseling¹ eingeladen. Ich hatte vor dem Treffen noch viel Zeit, ging Mittagessen und las dann noch in ein paar Texten von Gisbert Keseling. Schließlich machte ich mich auf den Weg, fand den schönen Berliner Altbau, in dem er seine Wohnung hatte. Am Wohnzimmertisch mit Kaffee und Keksen unterhielten wir uns ungefähr eine Stunde. Gisbert Keseling war verwundert, dass ich als studierter Soziologe und Amerikanist in der Schreibberatung gelandet bin, und so erzählte ich zunächst von mir. Dann leitete ich dazu über, was mein Anliegen mit den Interviews sei, und wir waren mitten im Gespräch.

Gisbert Keseling (GK): Gut, dann schießen Sie mal los.

Sie waren ja meines Erachtens einer der Ersten, die sich damit beschäftigt haben. Wenn ich Sie jetzt als einen Pionier der Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen bezeichnen würde, könnten Sie dem zustimmen und warum?

GK: Weil ich mich sowohl mit Schreibprozessen wissenschaftlich auseinandergesetzt habe, dazu etliche Arbeiten publiziert habe. Und weil außer dieser Beschäftigung hinzugekommen ist, dass ich Erfahrungen im Doktorandenkolloquium machte. Da sind mir immer wieder mehrere Studierende begegnet, die Schreibprobleme mit dem Verfassen ihrer Dissertation oder Diplomarbeit hatten oder gehabt haben. Also diese beiden Stränge, wissenschaftliche Untersuchung der Entstehung von Texten: Was machen also auch geübte Schreibende und wodurch unterscheiden sich die von missglückten? Oft ist es ja auch so, dass die ihre ganze Arbeit abgebrochen haben.

Ja. Und das hat Sie einfach interessiert?

GK: Das war, weshalb ich das nachher auch in die Praxis umgesetzt habe, weil ich dachte-. Am Anfang war ich ratlos. Ich wusste (...) nicht, was ich mit solchen Leuten machen sollte, (...) ich hatte damit (...) keine Erfahrung. Und dann haben sich also meine verschiedenen Interessen auf diesen Punkt hin verdichtet, um selber auch in den Prozess eingreifen zu können. Ich habe dann ja ein Schreiblabor ins Leben gerufen in Marburg und das also auch nach meiner Emeritierung fortgesetzt. Wollen Sie schon Einzelheiten hören?

Ja, ja, immer her damit.

¹ **Gisbert Keseling** arbeitete nach seiner Promotion an der Arbeitsstelle Niedersächsisches Wörterbuch in Göttingen. Er war bis 1996 Professor für germanistische Linguistik an der Philipps-Universität Marburg. Gisbert Keseling forschte auf dem Gebiet der Gesprächsanalyse und der Schreibstrategien. Er leitete das Marburger Schreiblabor und nutzte seine Forschung gezielt für die Verbesserung dieser Schreibunterstützung.

GK: Ich habe da eine Gruppe gebildet von bis zu zehn oder zwölf Leuten, oft waren es auch noch weniger. Und die haben drei Stunden zusammengesessen und haben erstmal der Reihe nach mir ihre Probleme geschildert und dann haben die in der Sitzung ein Stündchen selber an ihrer Arbeit weitergeschrieben. Und dann kam die Schlussrunde, wo ich nochmal wieder mir habe erzählen lassen, was also gut und was schlecht ist. Das war also so das Setting.

Da ich noch mehr zum Setting wissen wollte, fragte ich Gisbert Keseling danach, wie diese Gruppen zustande kamen und wie sie sich zusammensetzten.

GK: Ich habe das im Vorlesungsverzeichnis angekündigt und habe auch einen Aushang gemacht, nachher haben wir also nur noch (einen) Aushang gemacht in diversen Instituten und dann kamen von den unterschiedlichsten Fächern solche (...), die haben sich erstmal angemeldet. Da habe ich ein Erstinterview mit denen einzeln geführt. Die extra bestellt und mir genau erstmal erzählen lassen, was Sache war, versucht rauszukriegen, woran das gelegen hat, habe also eine vorläufige Diagnose gestellt. Können ja die verschiedensten Dinge zusammenkommen. Da kommen wir ja nachher drauf. Dann vielleicht noch ein zweites Interview, wenn ich noch nicht zufrieden war und dann kamen die eben in diese Schreibgruppe. Das war also das Setting.

Und diese Schreibgruppe lief dann immer für ein Semester oder wie oft haben Sie sich getroffen?

GK: Für ein Semester, aber es sind viele nochmal gekommen.

Sie haben ja sehr viel gemacht und dann kam die Schreibforschung. Woher kam dieses Interesse für die Schreibforschung dann? Also, das mit der Schreibdidaktik haben Sie ja schon erklärt. Die Probleme, auf die man stößt bei der Doktorandenbetreuung.

GK: Ja, die Schreibforschung war ja für mich eine Voraussetzung eingreifen zu können und wenn ich nicht weiß, also welche Möglichkeiten für diverse Autoren mit ganz unterschiedlichen Schreibgewohnheiten und -voraussetzungen es gibt. Dann ist meiner Ansicht nach Schreibberatung nicht möglich. Das ist für mich eine Voraussetzung, ähnlich wie –, also ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Mediziner seine Tätigkeit ausführen kann, wenn er nicht über den menschlichen Körper Bescheid weiß.

Und Sie haben sich ja vor allem auch nicht nur so diese typischen im Studium vorkommenden Schreibaufgaben wie die Hausarbeit oder die Abschlussarbeit angeschaut, sondern Sie haben sich vor allem auch kleinere Textsorten wie die Textzusammenfassung angeschaut (1993). Warum gerade die Textzusammenfassung?

GK: Weil ich bei etlichen Studierenden erlebt habe, dass sie (...), wenn es also darum ging, einen gelesenen Text zusammenzufassen, dass sie stattdessen Zitate aneinandergereiht haben. Dass also die Zusammenfassung ihnen schwerfiel. Dass sie einfach nicht wussten, wie man das macht.

Und das heißt, bei Ihrer Untersuchung ging es da ja auch erst einmal darum herauszufinden: Wie machen das denn geübte Schreiber vor allem?

GK: Ich habe da ja eine Untersuchungsreihe gehabt von acht oder neun Versuchspersonen, die alle die Aufgabe hatten, einen kleineren wissenschaftlichen Text zusammenzufassen. Und einige sind dabei gut zurechtgekommen. Ein oder zwei überhaupt nicht. Die haben, glaube ich, gar nicht erst angefangen, das weiß ich aber nicht mehr, das ist zu lange her, das ist (...) in meinem ersten Buch dargestellt.

Und schon damals – ich habe heute gerade nochmal drin gelesen – tauchen ja diese Fehlertypen oder Schreibtypen auf, die Sie dann nachher auch in „Die Einsamkeit des Schreibers“ darstellen. Wurde Ihnen das schon relativ früh klar, dass da so Typenbildung möglich sein würde?

GK: Das habe ich zumindest vorausgesetzt oder mir gar nichts anderes vorstellen können.

Das heißt aber auch, gerade diese Typologie war ja vor allem auch wichtig für die Didaktik, für die Beratung, um ein Diagnoseinstrument zu haben.

GK: Ja natürlich, um vor allem Strategien zu vermitteln: Was kann ich an Ratschlägen denen geben, dass es besser geht?

Mich interessierte, ob Gisbert Keseling eine Art zentrales Erkenntnisinteresse gehabt habe.

GK: Ja, das zentrale Erkenntnisinteresse war in den letzten Jahren jedenfalls: Wie kriege ich es hin, dass die ihre Arbeit fortsetzen, dass sie damit zufrieden sind und dass sie in angemessener Zeit die Arbeit abschließen können? Also ein rein praktisches Interesse. Und parallel, aber dem eigentlich voraus, also mein wissenschaftliches Interesse (siehe dazu auch Kohrt/Wrobel (Hrsg.) 1992).

Ich habe als Forschungs- und Arbeitsschwerpunkt auch Kommunikationsanalyse gehabt, Gesprächsanalyse und mich mit der Analyse von Gesprächssituationen befasst (Keseling 1992). Und das war eben gesprochene Sprache. Und jetzt also der Punkt des Geschriebenen. (Als) Situation nicht ganz anders, aber teilweise anders, aber auch da gibt es in irgendeiner Form Adressat*innen. Soviel erstmal zu dieser Frage.

Wobei Sie beim Schreiben auch sehr stark – wenn ich mir da nochmal diese Blockade-Typen (2004: Kap. 5.) ins Gedächtnis rufe – ja auch zwei Typen, wenn ich mich richtig erinnere, haben, wo es ganz stark entweder um den nicht-vorhandenen oder sehr zerstörerischen Adressaten geht.

GK: Zerstörerisch, ja (lacht).

Ebenso wie bei meinem ersten Interview mit Otto Kruse war ich daran interessiert, intellektuelle Bezugsgrößen herauszufinden. Wieder stellte ich die Frage, welche Ideen oder Personen oder Texte Gisbert Keseling seiner Meinung nach besonders geprägt haben.

GK: Also, wir haben die Texte von Flower und Hayes rezipiert. Ich war nicht immer so ganz mit ihnen einverstanden. Ich habe ja vier oder fünf Monate Forschungsauftrag in Amerika gehabt und habe also die einzelnen Schreibzentren aufgesucht. Ich bin da ja rumgereist, weil ich wusste, dass an amerikanischen Hochschulen in den USA die angehenden Studierenden verpflichtet sind, am Anfang Schreibkurse zu machen. Mehrere Semester (...). Da haben die nichts anderes gemacht als schreiben. Aber das war nachher gar nicht so doll. Also ich komme eben, also das ist die Frage, wenn ich das jetzt ein bisschen erweitern soll, von Gesprächs- und Situationsanalyse her (...). Also das sind so meine Fragestellungen.

Diese Forschungsinteressen in der Gesprächs- und Situationsanalyse erinnerten mich daran, dass sich Gisbert Keseling in „Die Einsamkeit des Schreibers“ dem Thema der inneren Sprache zuwendet (2004: 213ff.). Ich fragte ihn, ob diese innere Sprache für ihn ein Bindeglied zwischen Sprechen und Schreiben darstelle. (siehe auch Keseling 1979)

GK: Ein Mittel als Forscher Zugang zu finden. Wir haben eine ganze Serie gemacht, wo Probanden schreiben mussten und aufgefordert wurden, dabei laut zu denken. Wir wollten diese beiden beim Formulieren zu trennenden Phänomene herausfinden: „Ist das also jetzt diese innere Sprache, also eine Überlegung über den zu schreibenden Text oder ist das so eine sogenannte Vorformulierung?“ Oft fangen die ja schon viel zu früh an zu formulieren und das kann dann auch zu einer Störung führen.

Mein Anliegen war auch herauszufinden, welchen Eindruck Gisbert Keseling von den Anfängen der Schreibdidaktik hatte – über sein eigenes Wirken in Marburg hinaus.

GK: Dass es an etlichen Universitäten sowas gab, an vielen aber auch nicht. Also gar nichts. Ich habe dann über den Otto Kruse, mit dem ich auch schon lange bekannt bin, die Gabi Ruhmann kennengelernt. Habe zur Kenntnis genommen, dass sie da also auch Beratungen durchführt, also auch viel, viel mehr Studierende hat als ich, also in die hundert ging das bei ihr. (lacht) Und sie hat dann auch, von Otto arrangiert, ein ganzes Semester lang interessierte Leute ausgebildet zur Schreibberatung. Und da hat sie mich mal eingeladen und ich habe da bei einem Wochenende die Leitung übernommen. Ja, so viel dazu.

Bei dieser ganzen Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Schreiben: Was haben Sie über Ihr eigenes Schreiben dabei gelernt?

GK: Oh, das ist eine gute Frage. Ja, eine ganze Menge. Aber ich muss jetzt erstmal nachdenken.

Ich habe gelernt, dass es passieren kann, dass ich mich verrenne beim Schreiben. Dass ich also abdrifte und das eigentliche Ziel vor Augen verloren habe und eventuell etliches wegwerfen muss, dass Korrigieren keinen Zweck mehr hat. Ich habe gelernt, die diversen Schwierigkeiten, die ich bei anderen festgestellt habe, dass ich die bei mir selber dann wiedergefunden habe. Eine der Hauptschwierigkeiten für mich bestand –, ja, also ich habe es schon gesagt: also das Ausufern und dass es (...) schwer ist, selbst wenn ich vorher ein Konzept gemacht habe, das Konzept einzuhalten. (...)

Wenn Sie so an die Forschung denken, die Sie noch aktiv mitbekommen haben: Wo sahen Sie damals eigentlich so die größten Lücken oder die größten Schwierigkeiten einer Schreibforschung noch? Was war etwas, wo Sie gesagt hätten, da müsste man doch jetzt mal ran, das müsste man jetzt noch herausfinden?

GK: Andere Textsorten. Also poetische Texte, Erzählungen. Berichte. Und sowas. Ich habe ja immer nur zu tun gehabt mit akademischen Texten. Und kann aber auch nicht überblicken, was es so an Anderem gab. Da habe ich mich auch nicht weiter gekümmert.

*Sie haben sich dann ja auch mit Gesprächsführung und so weiter auseinandergesetzt (...). Hatte das Einfluss auf Ihre Art und Weise zu beraten? Sie haben gesagt, Sie haben Interviews geführt und haben zwar in Gruppen beraten, aber Sie hatten sich ja zum Beispiel mit der klient*innenzentrierten Gesprächstheorie von Rogers auseinandergesetzt. (Keseling 1983) Nahm das Einfluss auf die Beratungsarbeit, die Sie gemacht haben?*

GK: Ich glaube schon, ja. Also ich habe immer darauf geachtet, dass nach Möglichkeit alle zu Wort kamen. Habe aber immer wieder darauf hingewirkt, dass, wenn ein Fall beraten wurde, dann über diesen Fall gesprochen wurde und nicht, wenn dann jemand kam „ja, aber bei mir ist das so und so“, das habe ich dann einfach abgeblockt. (...)

In meiner nächsten Frage ging es um eine Aussage, die ich in einem der Texte Keselings noch kurz vor dem Interview gelesen hatte. Ich nahm zum Ausgangspunkt den Satz, dass man dem Schreibprodukt den Schreibprozess nicht ansehe. M.E. hatte Gisbert Keseling diesen Satz für gelungene Schreibprodukte bestätigt, aber gleichzeitig geschrieben, dass jedem misslungenen Text ein misslungener Prozess zugrunde liegt.

GK: Ja, würde ich so sehen, auf jeden Fall. Also, weil, ich hab gerade gestern oder vorgestern so etwas gelesen, wo (...) jemand einfach mittendrin im Text das Thema gewechselt hat.

Das heißt aber auch, sowas kann man schon sehen. (...) Ich hoffe, da habe ich Ihre Texte richtig verstanden. Sie sagen schon immer ganz klar, wo Schwierigkeiten aufkommen können und was zu Blockaden führen kann. Aber das ist ja auch keine Zwangsläufigkeit, die da aus den Texten spricht. Also egal wie ich vorgehe, vielleicht nicht ganz egal, aber ich kann in der Blockade landen oder ich kann einen gelungenen Schreibprozess haben.

GK: Das hängt aber auch von den persönlichen Fähigkeiten ab. Jemand kann sozusagen ein Ziel und was er haben will, gut im Kopf haben und braucht (...) keinen schriftlichen Plan, also er kann das und andere irren ab. Also, das ist schwierig.

Verfolgen Sie eigentlich noch, was sich in dem Bereich tut?

GK: Also ich habe aufgehört mich damit zu beschäftigen, als mein letztes Buch „Die Einsamkeit des Schreibers“ rausgekommen ist.

Literatur

Keseling, Gisbert (1979): *Sprache als Abbild und Werkzeug. Ansätze zu einer Sprachtheorie auf der Grundlage der kulturhistorischen Psychologie der Wygotski-Schule*. Köln: Pahl-Rugenstein.

Keseling, Gisbert (Hrsg.) (1983): *Latente Gesprächsstrukturen. Untersuchungen zum Problem der Verständigung in Psychotherapie und Pädagogik*. Weinheim: Beltz.

Keseling, Gisbert (1992): Praktische Gesprächsanalyse. Ein Verfahren zur Aufdeckung und Bearbeitung von Interaktionsstörungen. In: Fiehler, Reinhard/Sucharowski, Wolfgang (Hrsg.): *Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining. Anwendungsfelder der Diskursforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 143–160.

Keseling, Gisbert (1993): *Schreibprozess und Textstruktur. Empirische Untersuchungen zur Produktion von Zusammenfassungen*. Tübingen: Niemeyer.

Keseling, Gisbert (2004): *Die Einsamkeit des Schreibers. Wie Schreibblockaden entstehen und erfolgreich bearbeitet werden können*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Kohrt, Manfred/Wrobel, Arne (Hrsg.). (1992): *Schreibprozesse, Schreibprodukte. Festschrift für Gisbert Keseling*. Hildesheim/New York: G. Olms.

Gabriela Ruhmann

„Mein Steckenpferd ist zu gucken: Wann ist das Lernfenster offen?“

15.3.2018, Stolberg-Vicht am Rande der Eifel nahe Aachen. Hier treffe ich Gabriela Ruhmann¹. Persönlich kannte ich sie erst von der Jubiläumsfeier des Schreibzentrums der Ruhr-Universität Bochum (2017), auch hatten wir für ein Interview im JoSch – Journal der Schreibberatung miteinander zu tun gehabt. Unser anderthalbstündiges Gespräch war geprägt von ihrem Interesse an meinen Interviews und einem persönlichen, sehr offenen Gesprächsstil.²

Inwiefern könntest du der Beschreibung Pionierin der Schreibdidaktik zustimmen?

Gabi Ruhmann (GR): Ich glaube, dass ich insofern eine Pionierin bin, als wir in Bielefeld die erste Institution waren, die universitätsweit die Türen aufgemacht hat und richtig mit einem politischen Anspruch diese Arbeit gemacht hat.

Marburg zum Beispiel, dieses Schreiblabor von Gisbert Keseling mit seinen Mitarbeitern, das war eher forschungsorientiert. Das war seine Pioniersache und Otto Kruse ist insofern Pionier, als er als Erster diese Praxis des Beratens eingeführt hat in der Studienberatung. Und Pionierin würde ich sagen, weil wir, angestoßen durch Andrea Frank, das in Bielefeld wirklich mit einem institutionellen Anspruch gemacht haben.

Was war euer politischer Anspruch?

GR: Der politische Anspruch war, dass die Schreibberatung nicht in die Wahrnehmung gerät, irgendwie Nachhilfe zu sein für Studierende, die ein Bildungshandicap haben, sondern es war von vornherein darauf ausgerichtet, mit Lehrenden zu arbeiten und die Schreibunterstützung in die Lehre zu transportieren. Das sieht man auch, dass es in Bielefeld konsequent durchgehalten wurde, und das meine ich mit politischem Anspruch. Es sollte kein Geld kosten, das war die Grundannahme; das steht den Studierenden zu.

1 **Gabriela Ruhmann** (1958–2019) baute das Schreiblabor (Bielefeld) und das Schreibzentrum (Bochum) mit auf und war maßgeblich für die inhaltliche Arbeit verantwortlich. An der Ruhr-Universität Bochum leitete sie über viele Jahre das Schreibzentrum. Sie entwickelte viele Übungen und Konzepte für Schreibberatung und Schreibworkshops. Siehe dazu auch: „Aus alt mach neu“ – schreibdidaktische Konzepte, Methoden und Übungen: Festschrift für Gabriela Ruhmann (2017), Wiethoff/Ruhmann 2018, Ruhmann 2014 a.

2 Ausschnitte aus dem vollständigen Interview mit Gabi Ruhmann erscheinen auch unter dem Titel „Mein Thema ist, dass Emotionen darüber bestimmen, wie wir uns im Schreibprozess verhalten“ in Huemer, Birgit et al. (2020) *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Wien: Böhlau. Bereits dort veröffentlichte Passagen sind hier paraphrasiert wiedergegeben. Für einen vollständigen Überblick des Gesamtinterviews ist die Lektüre beider Veröffentlichungen angeraten.

Gabi Ruhmann nannte mir drei Auslöser für ihre Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Schreiben:

- 1. Ihr akademischer Lehrer, der Philosoph Eike von Savigny, der mit Studierenden seine eigenen Textentwürfe besprach, so die handwerkliche Seite des Schreibens und Überarbeitens deutlich machte und darüber hinaus ein verpflichtendes Essay-Training für Studierende der Philosophie einführte, für das er Gabi als Tutorin einstellte.*
- 2. Gabi Ruhmann finanzierte sich mit Haareschneiden das Studium. Im Gespräch mit ihren Kund*innen ging es immer wieder um Schreibschwierigkeiten. Durch das Haareschneiden lernte sie auch Andrea Frank kennen, mit der sie ebenfalls über das Schreiben ins Gespräch kam.*
- 3. Ihre eigenen Schreibprobleme, sie selbst sprach auch von Schreibschmerzen. Sie bezeichnete sich als eine der bekanntesten Schreibblockaden der Uni Bielefeld. Sie habe eine Ewigkeit an ihrer Magisterarbeit geschrieben und sie dann in einem Akt von Pragmatismus in zwei Wochen fertiggestellt. Diese Innensicht, wenn es um Schreibprobleme geht, sei anfänglich ihr ganzes Rüstzeug für die Beratung gewesen.*

Wann bist du damit in Berührung gekommen, dass es da außerhalb des deutschen Hochschulwesens Personen gibt, die sich mit ähnlichen Fragen beschäftigen?

GR: Relativ früh, in Bielefeld noch nicht. In Bielefeld habe ich erst mal gar nichts zur Kenntnis genommen, außer das, was ich für diesen einen ersten wissenschaftlichen Artikel brauchte (1995). Da habe ich eher so gesehen: Worauf nehmen die Leute in der Schreibprozessforschung Bezug? Und dann ist mir natürlich 1994 Flower und Hayes begegnet. Also die Grundlagen der aus Amerika herüberschwappenden Schreibprozessforschung. Und so richtig verstanden, wie institutionalisiert das bereits ist, habe ich über Lennart Björk, ein schwedischer Schreibdidaktiker. Er hat auf Englisch publiziert und von dem hab' ich zwei Aufsätze übersetzt. Und dann sah ich, worauf der Bezug nahm und dann ganz praktisch war es so, dass spätestens auf der zweiten EATAW-Konferenz die Leute aus Übersee kamen. Es waren zunächst die Nordeuropäer, die mir gezeigt haben: Das ist nicht nur in Bielefeld. Also Lotte Rienecker ist mir recht schnell begegnet, Lennart Björk, Olga Dysthe (...), die hatten schon mehr amerikanische Wurzeln.

Richtig von den Augen gefallen ist mir das 2003 oder 2004, da war ich mit Otto Kruse und Katrin Girgensohn in Amerika und wir haben uns vor allen Dingen Harvard und Cornell angeguckt. Wir haben gedacht: Das muss die Hochschulen doch schlagend überzeugen, wenn Elitehochschulen sich so etwas leisten. Und da hatte ich den Eindruck: Das ist richtig institutionalisiert. (Die) müssen alle schreiben. Die kriegen vom ersten Tag bis zum letzten Tag der Promotion dauernd Feedback. Da denkt keiner mehr darüber nach.

Und wie selbstverständlich das ist und wie handwerklich durchdrungen. Das sieht man an solchen Büchern wie von John Bean (2011) und in seinen Workshops, wo der das systematisch an die Multiplikatoren weitergibt. Da hat es nicht so einen institutionellen

Widerstand gegeben offenbar; das werden wir jetzt vielleicht lernen von Katrins Habilitationsschrift (Girgensohn 2017).

Und wie das bei mir so ist, ich habe viel dazugelernt, dadurch, dass Publikationen angefragt wurden und ich nicht unfundiert schreiben wollte, und dadurch ist mir aufgefallen: Da gibt es doch schon Einiges. Aber ich glaube nicht, dass es übertragbar ist. Eins zu eins auf Deutschland. Die Deutschen haben eine ganz andere Haltung zu Bildung. (...)

Der Schreibstil ist so: Wenn der Leser nicht mitkommt, ist der schuld, ist der doof, hat mich halt nicht verstanden. Und diese pragmatische Orientierung der amerikanischen Schreibrhetorik ist ja adressatenorientiert. (...) und ich liebe diesen amerikanischen Stil einfach, weil er sich handwerklich zerlegen und erklären lässt, während dieses Deutsche, das ist manchmal unterhaltsam und ist für mich auf der Grenze zur Kunst, wie manche da schreiben. Gerade in der Literaturwissenschaft. Aber es lässt sich nicht operationalisieren und das ist, was mir bildungspolitisch nicht gefällt. Das hat große handwerkliche Anteile, das wissenschaftliche Schreiben, und es muss möglich sein, dass jemandem nahezubringen und nicht nur durch Imitation. Also wenn Imitation nicht reflektiert wird, dann ist das für mich in dem Sinne kein Lernprozess.

Du hast jetzt gerade schon die EATAW angesprochen. Da warst du ja maßgeblich an der Gründung mit beteiligt. Wie kam das zustande?

GR: Wie kam das zustande? Wir haben 1997, und da haben Otto Kruse, er und ich, Leute zusammengetrommelt zu einer Tagung zum wissenschaftlichen Schreiben. Da tauchten dann auf einmal die Nordeuropäer auf, die Holländer (unv.), Lotte Rienecker, Lennart Björk, die Schweiz tauchte auf, da haben wir mitgekriegt: Wir machen hier einen deutschen Aufruf und trotzdem kommen die Leute aus Europa. Wir haben dann eine Folgetagung gemacht in Bochum, die war 1998, und da ist es relativ spontan gekommen, dass Lennart Björk, Lotte Rienecker, Gerd Bräuer, Otto, Peter Jörgensen und ich gesagt haben: „Wir machen das jetzt, wir gründen ein Netzwerk.“ Das kann nicht sein, dass wir alle über Europa verteilt und nicht vernetzt sind. Das war eine relativ überschaubare Geschichte und das ist zwei Jahre lang informell erst mal so geblieben. Und dann kann man ja auch an den EATAW-Tagungen an dem Programm ablesen, wie groß das geworden ist.

Was sind deine Schwerpunkte in der Schreibdidaktik, in der Schreibforschung?

GR: Ich würde es bezeichnen als Minimalismus. Ich komme ja nicht aus der Didaktik, sondern aus der Beratung, und in der Beratung ist es viel eindrücklicher in jeder Situation, dass du spürst, wenn das Lernfenster offen ist. Erst dann geht was, wenn eine Entwicklung möglich ist. Und mein Steckenpferd ist zu gucken: Wann ist das Lernfenster offen? Ich habe die feste Überzeugung, dass der Mensch im Grunde genommen lernen und sich entwickeln möchte und dass das durch die Bedingungen unseres Bildungssystems stellenweise regelrecht verhindert wird. Ich habe aus der Beratung heraus ein paar Instrumente entwickelt, die man in Gruppen anwenden kann. Und dann habe ich ein bisschen dazu-

gelernt. Ja, in den USA haben sie das sehr viel systematischer gemacht; bei uns ist das ja von unten nach oben irgendwie gewachsen. Mir ist das Wort Didaktik schon fast zu groß.

Du würdest dich vor allem auf die Schreibberatungsseite schlagen?

GR: Ja, fangen wir so an: Also wenn ich Workshops gebe, zielen ich eigentlich immer drauf, dass die Leute die kritischen Zustände erreichen, mit denen sie sonst am Schreibtisch alleine sitzen. Dass sie da richtig voll drin sind und dass von da ausgehend geguckt wird, wie man man damit umgehen kann. Es zielt nicht darauf das zu vermeiden, sondern ich denke, – das sagt man mir manchmal, dass das mein Markenzeichen ist – dass es mir darum geht einen sicheren pädagogischen Raum zu schaffen, indem man sich traut dahin zu gucken, während man gerade kämpft. Und das ist natürlich eher beratungsorientiert als unterrichtsorientiert.

Man muss die Probleme wahrnehmen, sie annehmen. Das ist der schwierigste Punkt der pädagogischen Arbeit, weil alle Leute im Bildungssystem getrimmt werden, keine Probleme zu haben. Um dann in einem rein handwerklichen Sinn zu gucken: „Worin besteht das emotionale Problem?“, „Ich traue mich nicht!“, „Darf ich das?“ Also sie fragen, was so durch den Kopf geht. Was ist ein gedankliches Problem, wo muss ich nochmal gucken, dass ich es genauer fasse. Was ist ein formulierungstechnisches Problem, bin ich hier zu nah am Text, bin ich zu weit weg, und einfach handwerklich rangehen. Und vielleicht aus dem Workshop rauszugehen und ein handwerkliches Verständnis davon zu haben. Ja klar, wenn ich Wissenschaft präzisieren will, dann komme ich nicht drum herum etwas zu entwerfen, zu überprüfen und zu verbessern und dabei auch mal frustriert und genervt zu sein. Dieses Entwerfen, Prüfen, Verbessern, darum dreht sich eigentlich alles in den Veranstaltungen.

Und woran mir gelegen ist, – deswegen sage ich minimalistisch – ist, die Leute nicht zu füttern, sondern ich habe das Vertrauen: Da kommt was von selber, wenn der Rahmen stimmt. Es gibt ganz wenig Informationen. Wo ich mich sehr sicher fühle, ist einfach bei der Präzision von Formulierungen; das ist jetzt durch meine philosophische Herkunft einfach etwas, was ich an Sicherheit mitbringe und was mir die Möglichkeit gibt, dann auch an den Stellen möglichst genau zu sein. Also ich gestatte mir etwas, was mir auch manchmal vorgeworfen wird. Ich gestatte mir, zwei Stunden an einem Satz zu arbeiten mit den Gruppen. Das ist vielleicht so eine Art Merkmal. (siehe u. a. Ruhmann 2003)

Natürlich habe ich auch Gabi Ruhmann gefragt, was die Auseinandersetzung mit dem Schreiben für ihr eigenes Schreiben bedeutet hat. Sie erzählte daraufhin, dass sie gelernt habe, dass sie es nicht aushalten könne, nicht-präzise Sätze stehen zu lassen. Die Sätze müssten stimmen, aber sie könne gut fleckenartig schreiben und später Übergänge schaffen. Auch habe sie gelernt, dass sie bis zur Blockade gehen kann und dann am nächsten Tag wieder einsteigt in den Text. Sie habe da eine gewisse Zuversicht in ihr handwerkliches Können.

Weiterhin sei sie über die Auseinandersetzung mit dem Schreiben – und hier vor allem durch die Erfahrungen in der Schreibberatung – zu der Einsicht gelangt, dass die Emotionen

beim Schreiben keine reine Begleiterscheinung sind, sondern dass die Emotionen konstitutiv für den Schreibprozess seien. Der emotionale Umgang mit der Ambivalenz, den Problemen und den Entscheidungskonflikten beim Schreiben sei ihres Erachtens ganz stark von den vorhergehenden Lernerfahrungen abhängig.

Du hast an zwei Standorten Schreibzentren mit aufgebaut. Wie würdest du die Institutionalisierungsarbeit beschreiben?

GR: Das war hammerharte Arbeit und ich habe gelernt, als ich nach Bochum kam, dass ich aus dem Naturschutzgebiet in ein Haifischbecken gekommen bin. Es war sehr viel, wenn ich das vorsichtig ausdrücke, aufseiten der Lehrenden und der Entscheidungsträger ein sehr irriges Verständnis darüber, was ich da überhaupt tue. In diesem Schreibzentrum. Ich konnte mich nicht verständlich machen, dass es mir darum geht, Studierende und Promovierende im Prozess des Schreibens zu unterstützen, ohne in die Prüfungsleistung einzugreifen. Und was ich irgendwie eine der schlagenden und auch bittersten Erkenntnisse fand, ist: Sie haben doch alle auch schreiben gelernt. Es muss doch eigentlich allen bekannt sein, dass das Schreiben in seinem Wesen ein Problemlösen ist. Aber ich hatte den Eindruck, dass die Leute, von denen ich auch abhing, irgendwie diesen Teil nicht mehr präsent hatten.

Ja, und institutionell war es erst mal so: Ich bin angeworben worden von Wolfgang Böttcher, der hatte diesen Artikel gelesen, der bei Weingarten (Ruhmann 1995) erschien. Wolfgang ist ja Linguist und er hatte die Idee, diese Schreibberatung in der Lehrer*innen-Ausbildung einzusetzen. Das ist relativ früh entstanden und hat mich überzeugt, dass ich nach Bochum komme und ein Schreibzentrum innerhalb der Germanistik öffne, dort die Lehramtsstudierenden zu Multiplikatoren ausbilde, die dann gegen Leistungsnachweise – damals gab es noch keine Credits – Studienanfänger*innen betreuen. Das war so die Grundidee der Multiplikation. Die hat dann ja noch lange gebraucht, bis sich das durchgesetzt hat.

Ich hab' dann in Bochum genau gearbeitet wie in Bielefeld auch. Türen auf, gucken, was reinkommt, Workshops angeboten und es waren ungefähr dieselben Sachen wie in Bielefeld auch, nur eines war anders: In Bielefeld hat man uns gewähren lassen.

(Aber) in der Germanistik war eine Riesenkonkurrenz. Wir hatten gedacht: Das ist sinnvoll, das in der Germanistik anzusiedeln, weil die Philologie ja nun auch ein Teil der Heimatwissenschaften des Schreibens ist. Hat nicht funktioniert und ich war nach einem Jahr aus der Germanistik raus. Das ist mir nicht gelungen, die beteiligten Lehrenden irgendwie mit ins Boot zu bekommen. Nun hat der Rektor irgendwann gesagt: Wir wollen raus und wir machen es zentral. Es ist dann von einer fachspezifischen Einrichtung, die für alle geöffnet war, zu einer universitätsweiten, fachübergreifenden Einrichtung geworden.

Die Arbeit mit den Institutionen – das war Knochenarbeit. (...) Wie viel Widerstand, also wie viele Stunden ich immer wieder in Sitzungen war und beharrlich geduldig versucht habe deutlich zu machen, was wir machen und was wir nicht machen, und ein biss-

chen geändert hat sich das, als 2000 meine Stelle entfristet wurde. Das Schreibzentrum war nicht institutionell angebunden, was ein großes Manko gewesen ist. Aber ich hatte zumindest erst mal Sicherheit und konnte von da ausgehend auch besser ein Team aufbauen. (dazu auch: Wiethoff/Ruhmann 2018).

Wie siehst du derzeit die Entwicklungen an den Hochschulen?

GR: Ich denke, es wird wahnsinnig viel Geld in E-Learning fließen. Ich würde mich dem auch nicht versperren wollen, aber ich glaube nicht, dass es der Schreibzentrumsache wirklich zu Gute kommt, weil es darum geht Prozesse abzukürzen, die wir in den Schreibzentren entfalten wollen. Ich bin gespannt, wie lange diese Philosophie und diese Haltung zum Lernen den Schreibzentren gestattet wird. Und wie viel Halsstarrigkeit unsere Zunft beweist, an diesem Bildungsideal festzuhalten und diese Beschleunigung nicht mitzumachen. Es geht ja darum, im Grunde genommen, die Wehen der Schreibprozesse abzukürzen, also in kürzerer Zeit Texte mit weniger Fehlern zu machen; das wird die Hochschule vermutlich unterschreiben.

Und das kann man ja auch dabei bekommen. Dass Leute, wenn sie über ihr Schreiben nachdenken und handwerkliche Kniffe kennen – dass das auch ein Nebenprodukt ist. Aber es geht ja darum, die Leute zu besseren Schreibern zu machen und über den Schreibprozess einen Selbstfindungsprozess anzustoßen. Und das ist bei den Hochschulen noch nicht angekommen. Unsere Haltung ist ja eher, dass Fehler dazu da sind, um zu gucken, wie kann ich es jetzt präziser machen? Es ist überhaupt nicht artgerecht keine Fehler zu machen. Also bei Hühnern würde man auf die Straße gehen.

Und wie blickst du auf die aktuellen Entwicklungen in der Schreibdidaktik?

GR: Ich freue mich, dass es zumindest an einigen Rändern jetzt wissenschaftlich erforscht wird. Ich habe zum Beispiel wirklich im Nachhinein nochmal profitiert von Torsten Steinhoff (2007) und Thorsten Pohl (2007). Ja, diese korpusbasierten Untersuchungen. Weil da dann doch schon vieles irgendwie rauskommt, womit man die Beratungsphänomene wieder besser versteht. (Und dann) die Übersetzungswissenschaft, die sich mit der Schreibprozessforschung zusammentut, finde ich hochspannend.

Jetzt nicht, was die Forschung angeht: Ich finde es spannend und fühle mit, was 2020 passiert, wenn der Qualitätspakt ausläuft. Also ich halte das für die größte Herausforderung, in ein produktives Gespräch mit den Entscheidungsträgern zu kommen, und dafür bleibt die Zeit meistens in den Projekten nicht. Und es wird eine Riesenherausforderung werden, die ich intellektuell spannend finde, weil da zwei inkompatible Sprachsysteme zusammenstoßen werden.

(Ich) finde es total spannend, wenn der Dialog zwischen der Hardcore-Schreibforschung und den – in Anführungszeichen – weichen Schreibberatern besser in Gang käme. (Ruhmann 2014b) Also mit einem gemeinsamen Suchen, was jetzt ein sinnvoller wissenschaftlicher, meinetwegen auch empirischer Zugang wäre, der etwas mehr noch über dieses noch unerforschte Phänomen herausfindet und dann auch didaktisch nützlich ist.

Was mir nicht so gut gefällt, ist Forschung, die dann didaktisch nicht genutzt werden kann. Das steht jedem frei, das zu machen, das ist überhaupt nicht die Frage. Aber ich würde mich freuen, wenn mehr der Dialog mit uns gesucht würde, so nach dem Motto: Was wäre für dich eine interessante Frage empirisch zu erforschen? Und das geschieht für mich zu wenig.

Ansonsten freue ich mich über die Vielfalt, sodass an einigen Schreibzentren eher amerikaorientierter versucht wird institutionelle Aufbauarbeit zu machen, an anderen mehr beratungsorientiert und durch diese Vielfalt und durch diesen kooperativen Stil, der sich nach wie vor durch die EATAW und durch die Gesellschaft (gefsus) zieht, dass diese Diversität irgendwie nicht zur Kommunikationslosigkeit führt.

Ich war zwei, drei Jahre wegen Erkrankung nicht so aktiv. Und als ich dann aus meinem Zimmer wieder rauskam, waren da auf einmal exponentiell mehr Leute. Und eine ganz andere Generation.

Literatur

- Bean, John C. (2011): *Engaging ideas: The Professor's Guide to integrating Writing, Critical Thinking, and Active Learning in the Classroom*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Girgensohn, Katrin (2017): *Von der Innovation zur Institution: Institutionalisierungsarbeit an Hochschulen am Beispiel der Leitung von Schreibzentren*. Bielefeld: wbv.
- Kreitz, David (2020): Mein Thema ist, dass Emotionen darüber bestimmen, wie wir uns im Schreibprozess verhalten – ein Interview mit Gabriela Ruhmann. In: Huemer, Birgit et al. *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Wien: Böhlau. III–127.
- Pohl, Thorsten (2007). *Studien zur Ontogenese wissenschaftlichen Schreibens*. Tübingen: Niemeyer.
- Ruhmann, Gabriela (1995): Schreibprobleme – Schreibberatung. In: Baurmann, Jürgen/Weingarten, Rüdiger (Hrsg.) *Schreiben: Prozesse, Prozeduren und Produkte*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 85–106.
- Ruhmann, Gabriela (2003): Präzise denken, sprechen, schreiben – Bausteine einer prozessorientierten Propädeutik. In: Ehlich, Konrad/Steets, Angelika (Hrsg.): *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*. Berlin/New York: de Gruyter. 211–232.
- Ruhmann, Gabriela (2014a): Wissenschaftlich Schreiben lernen an deutschen Hochschulen – eine kleine Zwischenbilanz nach 20 Jahren. In: Knorr, Dagmar/Neumann, Ursula (Hrsg.): *Mehrsprachige Lehramtsstudierende schreiben*. Münster/New York: Waxmann. 34–53.
- Ruhmann, Gabriela (2014b): Between Experience and Empirical Research: Writing Process Counseling as a natural Setting for Writing Process Research. In: Knorr, Dagmar/Heine, Carmen/Engberg, Jan (Hrsg.): *Methods in Writing Process Research*. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang. 59–79.

- Schreibzentrum der Ruhr-Universität Bochum (Hrsg.) (2017): „*Aus alt mach neu*“ – *schreibdidaktische Konzepte, Methoden und Übungen: Festschrift für Gabriela Ruhmann*. Bielefeld: UVW.
- Steinhoff, Torsten (2007): *Wissenschaftliche Textkompetenz: Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Tübingen: Niemeyer.
- Wiethoff, Meike/Ruhmann, Gabriela (2018). Interview zum 20-jährigen Bestehen des Schreibzentrums der Ruhr-Universität Bochum. In: *JoSch – Journal der Schreibberatung*, 02/2018. 87–96.

Dagmar Knorr

„Ich denke, Schreiben lernt man tatsächlich durch Überarbeiten“

04.04.2018. Ich treffe Dagmar Knorr¹ vor dem Writing Symposium in Göttingen. In ihrem Hotel hat sie einen Besprechungsraum organisiert, so dass das Interview in ruhiger Atmosphäre bei Kaffee und Tee stattfinden kann. Dagmar Knorr kannte ich bis dahin vor allem als Leiterin der Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit an der Universität Hamburg und als Mitinitiatorin von Prowitec². Wie weit ihre Beschäftigung mit dem Thema Schreiben zurückreicht, erfuhr ich erst in unserem Gespräch.

Wie in allen anderen Interviews konfrontierte ich Dagmar Knorr mit der Bezeichnung Pionierin der Schreibdidaktik und fragte sie, was sie dazu sagen würde, wenn ich sie so nenne.

Dagmar Knorr (DK): Also Pionierin der Schreibdidaktik finde ich hervorragend, dass du mich so bezeichnest. (...) Ich habe mich ja schon während meines Studiums mit dem Schreiben beschäftigt und habe dann meine Magisterarbeit zu diesem Thema geschrieben. (...)

Und ich werde es nie vergessen. Ich war gut drei Monate dabei, als mein Betreuer Willi Grieshaber mir den Antos/Krings (1989)-Band auf den Tisch legte: Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick. Das war das erste deutschsprachige Buch im Bereich Textproduktion und ich war völlig schockiert: ein ganzer Sammelband zu meinem Thema. (...) Und dann bin ich in diesem Buch auf den Artikel von Sylvie Molitor (1989) gestoßen, die referierte in ihrem Artikel auf ihren Artikel über das epistemische Schreiben in dieser grauen Reihe (Molitor 1984). Nun recherchier mal Mitte oder Ende der 80er Jahre eine graue Reihe in Papierkatalogen. Das ging nicht.

Dann habe ich als Studentin allen Mut zusammen genommen und über die Auskunft die Telefonnummer von Sylvie Molitor an der Uni rausgefunden, habe da angerufen und hatte sie direkt am Telefon. Es war ihr letzter Arbeitstag im Projekt. Sie ist dann nämlich in Mutterschutz gegangen. Sie war total nett und hat mir ihren Artikel geschickt unter der Bedingung, dass ich ihr meine Magisterarbeit schicke, wenn sie fertig ist. Das habe ich dann gemacht. Daraufhin hat sie mich nach Freiburg eingeladen. Das war mein Einstieg in die Schreibforschung. Ich bin dann zu dieser Konferenz gefahren. Diese Frau musste ich unbedingt kennenlernen. Es war meine allererste Konferenz als frische Doktorandin.

¹ **Dagmar Knorr** promovierte an der Universität Hamburg zum Thema Informationsmanagement für wissenschaftliche Textproduktionen (1998). Das Thema „Schreiben“ zieht sich durch ihre Tätigkeiten. Sie hat u. a. in Hildesheim Technische Dokumentation und in Modena angehende DaF-Lehrer*innen unterrichtet. Sie leitete die Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit der Universität Hamburg und ist derzeit Leiterin des Schreibzentrums/ Writing Center der Leuphana Universität Lüneburg.

² Die AG Prowitec: **PRO**duktion **WIS**senstlicher **TE**xte mit und ohne Computer wurde 1993 von Jakobs, Knorr und Molitor-Lübbert gegründet. Mehr unter <http://www.prowitec.rwth-aachen.de>

Und dann weiß ich noch wie heute: Es war ein großer toller Hörsaal. Und da stand eine Traube von Menschen um Sylvie Molitor rum. Alle redeten. Ich stand ganz verquer, etwas verschämt an der Seite am Fenster und überlegte, wie ich nun Kontakt zu dieser Frau aufnehmen könnte. Und dann gesellte sich eine andere Frau zu mir, die, wie sich herausstellte, auch Sylvie Molitor kennenlernen wollte. Das war Eva Jakobs und das war der Beginn einer tollen Freundschaft zu dritt.

Das ist auf dieser ersten Tagung bereits entstanden?

DK: Das ist da tatsächlich entstanden. Wir haben dann im Wohnzimmer bei Sylvie gesessen und haben überlegt: Das wollen wir weitermachen. Ich arbeitete inzwischen in Hamburg am Graduiertenkolleg Kognitionswissenschaft, war am Promovieren im Bereich Schreiben. Irgendetwas wollte ich machen mit wissenschaftlicher Textproduktion. Eva war gerade nach Saarbrücken gegangen. Sie wohnte in Groningen, arbeitete aber in Saarbrücken, und wollte auch etwas im Bereich Schreiben machen und Sylvie fand es super. Und dann habe ich in Hamburg 1992 die erste Tagung organisiert. Das erste Prowitec-Symposium. Wir haben versucht, alle möglichen Leute, die sich mit dem Thema Schreiben beschäftigen, zusammenzubringen. Uns war die Interdisziplinarität ganz wichtig. Wir hatten auf dem ersten Prowitec-Symposium in Hamburg Linguisten, Psychologen, Soziologen, Informatiker dabei. (Jakobs/Knorr/Molitor 1995)

Dann irgendwann kam Otto Kruse mit dazu und dann war ich mit Eva zusammen bei Otto in Erfurt. Ja, und die Trennung zwischen Schreibforschung und Schreibdidaktik, wie ich es jetzt einmal bezeichnen möchte, ist, sage ich jetzt mal, dass Eva und ich gesagt haben: Wir gehen dann mal mehr in Richtung Schreibforschung und Gabi und Otto haben dann sozusagen die Schreibdidaktik gegründet. Das ist tatsächlich auch auf einer Prowitec-Konferenz passiert. 1996 in Otzenhausen in der Nähe von Saarbrücken. Ich werde diese Konferenz nie vergessen, weil es wie auf dem Zauberberg war: Es war Februar. Alles war tief verschneit. Bahnen fuhren teilweise nicht mehr. Niemand konnte weg. Und auf dieser Konferenz haben Gabi Ruhmann und Otto Kruse ihre Idee zur Schreibdidaktik entwickelt. Eva war davon nicht vollständig überzeugt. Sie wollte auch „richtige“ Forschung, eine mehr linguistische Forschung prägen. Und ich habe mich dann mehr an Eva orientiert. (siehe auch den Tagungsband Jakobs/Knorr 1997)

Um noch genauer auf Prowitec einzugehen, fragte ich danach, was dazu führte, die Themen Informationsmanagement, elektronische Datenverarbeitung und Mediennutzung zur Textproduktion in den Blick zu nehmen.

DK: Das Akronym Prowitec stand zu Anfang für „Produktion wissenschaftlicher Texte mit und ohne Computer“. Und es gab da eine Dissertation von der Christina Haas aus den USA, die sich mit dem Einfluss des Mediums auf das Schreiben beschäftigt hat. Das war in den 1990er Jahren eben Thema. Die Computer begannen die Schreibtische zu erobern, hatten sich aber noch lange nicht durchgesetzt. Was sich alles veränderte, haben einige von uns noch mitbekommen. So habe ich in meiner Dissertation (1998) „Informations-

management für wissenschaftliche Textproduktionen“ untersucht, wie mit Literatur umgegangen wird, wie exzerpiert wird, wie man diese Informationen so ablegt, dass man die Informationen beim Schreiben wiederfindet und wie man sie dann in den Text integriert.

Da Dagmar Knorr bereits gesagt hatte, dass das Schreiben bereits in ihrer Magisterarbeit Thema war, wollte ich wissen, woher ihr Interesse am Thema rührte.

DK: Ich mochte schon immer Schreiben. Schon in der Schulzeit. Ich habe mich aber nicht getraut, das Schreiben zum Beruf zu machen. Deshalb habe ich Germanistik studiert. Auch, weil ich Literatur gerne mochte.

Konkret gab es zwei Auslöser: Das eine war, dass ich im Studium gemerkt habe, dass ich in diesen blöden Gruppenarbeiten immer diejenige war, die die Texte zur Vorbereitung gelesen und dann die Hausarbeit geschrieben hat. Damit gab es zumindest einen Text und dann auch einen, den ich gut fand. Diese Situation hat mich aber ziemlich genervt. Und dann habe ich angefangen, darüber nachzudenken... Was passiert beim Schreiben? Ich bin dann auch von Kommilitonen gefragt worden: Kannst du mal helfen? Und: Kannst du mal lesen? Das war die eine Schiene, die mich zur Schreibberatung gebracht hat.

Das zweite war, dass ich einen studentische Hilfskraftsjob im Mittelhochdeutschen hatte. Ich sollte ein Gedicht in eine Datenbank überführen und verschlagworten, damit der Professor leichter auf den Text zugreifen konnte. Ich hatte die elektronischen Medien ganz gut im Griff. Die Datenbank zu bauen, war deshalb nicht das Problem. Dann habe ich das Gedicht nach bestem Wissen und Gewissen verschlagwortet. Und mein Prof./mein Chef hat mich zur Schnecke gemacht: Was ich denn da für Begriffe zu den Versen gesetzt hätte. Das würde ja überhaupt nicht das sein, was er in diesem Gedicht sieht. Ich habe über die Differenz angefangen nachzudenken. Das war ein initialer Auslöser: „Okay. Er hat ja eine ganz andere Wissensbasis als ich und höchstwahrscheinlich auch einen ganz anderen Blick auf die Dinge. Er kann die Verse ganz anders interpretieren und sieht wohl sehr viel mehr als ich es je können werde.“ Ich konnte den Text zwar sprachlich verstehen, weil ich das Mittelhochdeutsche im Studium gelernt hatte. Aber ich konnte weder die inhaltliche Verknüpfung zu anderen literarischen Werken sehen, die er sah, noch wusste ich, worauf er eigentlich hinauswollte.

Und das war im Prinzip dieser Auslöser, weshalb ich mich nachher auch mit Informationsmanagement auseinandergesetzt habe (Knorr 1998). Was bedeutet es eigentlich, Zugriffstrukturen auf Texte zu erstellen? Das ist nach wie vor immer noch ein Thema für mich, weil ich immer glaube, dass Wissenschaft so funktioniert, dass wir ein System bauen auf Wissensbestände, die ja auch begrifflich funktionieren. Wissenschaft funktioniert über Begriffe. Wir müssen uns ein Themengebiet erschließen über Begriffe: Wie macht man das? Wie gehen Wissenschaftler damit um? Wie machen sie das technisch? Und was macht das mit dem Schreiben? Das ist eigentlich nach wie vor ein Punkt, der für mich wichtig und interessant ist.

Um bei diesem Thema tiefer einzusteigen, fragte ich noch einmal nach, ob sie damit Informationsgenerierung, -systematisierung, Überführung in eigene Texte, dieses ganze Konglomerat an Arbeiten meinen würde.

DK: Genau. Wie ist die Wissensbasis strukturiert und dann – wie gesagt – immer dieser Medienaspekt dazu. Wie können Medien mich dabei unterstützen? Ich habe auch viele Jahre als technische Redakteurin für eine Softwarefirma gearbeitet. Da haben die Geschäftsführer der Firma immer den Ansatz verfolgt, dass das Medium mich in meiner Arbeit unterstützen muss. Das kann es aber nur, wenn ich weiß, was ich will und wie ich funktioniere. Erst dann kann ich bewusst das Medium auswählen, was mich optimal unterstützt. Das ist mein Ansatz. Damals für die Dissertation und heute immer noch.

*Wie meine anderen Interviewpartner*innen fragte ich auch Dagmar Knorr danach, welche anderen Personen ihr bei der Beschäftigung mit dem Schreiben in den Blick gerieten und wie sie die Anfänge der Schreibforschung und Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen beschreiben würde.*

DK: Also, ich denke mal, das, was wir haben, ist in der Schreibforschung diese linguistische Tradition. Wir haben verschiedene. Wir haben die Textlinguistik aus Deutschland und Österreich drin (Sandig, Adamzik, Portmann, Sabine Schmölzer-Eibinger), diese Ecke. Wir haben die Kognitionswissenschaft mit drin. Ich habe mich eine Zeit lang mit als Kognitionswissenschaftlerin bezeichnet. Ich selbst bin ja wissenschaftlich ein Hybrid. Ich gehörte weder zu einer noch in die andere Ecke. Das war besonders in der Zeit nach der Dissertation sehr schwierig. Ich habe – wie gesagt – während meines Studiums im Bereich Technische Dokumentation gearbeitet und hatte meine erste Stelle dann tatsächlich im Bereich Technische Dokumentation. Dieser Bereich ist medial und fachsprachlich geprägt. Dazu gehört Annette Verhein-Jarren, mit der ich immer noch in Kontakt stehe. Im Bereich der Sprachproduktion waren das die Psychologen. Hier besonders Joachim Grabowski. Weiterhin der Diskurs, zu dem Michael Becker-Mrotzek gehört. Über ihn habe ich dann auch Konrad Ehlich kennengelernt. Konrad Ehlich hat die Schreibforschung stark beeinflusst. Und auch die, die mit seinem Ansatz arbeiteten und arbeiten. Also, die Funktionale Pragmatik war neben der Textlinguistik stark vertreten. Hier können inzwischen Generationen unterschieden werden. Denn Helmuth Feilke gehört zu einer Art zweiten Generation, die zwar funktional pragmatische Ansätze hat, diese aber weiter entwickelt. Hierzu zählten damals auch Kathrin Lehen und Kirsten Schindler, die ersten Doktorandinnen von Eva Jakobs.

Ich selbst war um die Jahrtausendwende eine Zeitlang aus der Wissenschaft raus, weil ich meine Kinder bekommen habe und mich einige Jahre auf sie konzentriert habe. Ich bin dann über Antonie Hornung mit Deutsch als Fremdsprache plus Medien für die gymnasiale Lehramtsausbildung in Italien wieder eingestiegen. Zu den bisherigen kam jetzt also noch der erziehungswissenschaftliche Diskurs. Zunächst waren die Diskurse noch getrennt. Aber das Konzept der Bildungssprache, das unter anderem von Ingrid

Gogolin entwickelt worden ist, das verbindet den erziehungswissenschaftlichen und text-linguistischen Diskurs über Portmann-Tselikas. Und in den letzten Jahren entstand über Forschungsprojekte eine fachliche Auseinandersetzung von Vertreter*innen aus Erziehungswissenschaft und Funktionaler Pragmatik. Dadurch, dass Michael Becker-Mrotzek das Mercator-Institut leitet, steht er auch mit Ingrid Gogolin in Verbindung. Und Angelika Redder als Vertreterin der Funktionalen Pragmatik setzt sich eristisch mit dem Konzept der Bildungssprache auseinander. Und Helmuth Feilke – so ist mein Eindruck – verbindet Erkenntnisse beider Bereiche.

Ich sehe meine Rolle als Vermittlerin zwischen diesen verschiedenen Forschungstraditionen und möchte das irgendwie schaffen. Ein wichtiger und für mich sehr bedeutender Schritt ist bereits geglückt: Ich konnte im Februar 2018 die Sektion Schreibwissenschaft in der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) gründen³. Ich möchte in der GAL diese verschiedenen Strömungen zusammenführen – gerne auch unter Einbeziehung der didaktischen Richtungen, denn ich sehe die Notwendigkeit für eine Etablierung auch im nationalen Diskurs, auch vor dem Hintergrund, dass es um das Deutsche als Wissenschaftssprache geht.

Die Leistung von Gabi Ruhmann und Otto Kruse war unglaublich, als sie sich entschlossen, gleich auf europäischer Ebene zu arbeiten und die EATAW zu initiieren. Das ist ja innerhalb von zwei Jahrzehnten gewachsen. Alle haben irgendwie darauf gewartet, dass irgendjemand die Initiative ergreift, und dann ging es los. Nun ist es an der Zeit, die Diskurse wieder zusammenzuführen. Das möchte ich gerne in meiner Arbeit mit der gefsus und der GAL machen. Mir ist es wichtig, dass wir verschiedene methodische Ansätze berücksichtigen und überhaupt methodisch arbeiten. Das war ein Kritikpunkt von Eva Jakobs in den 1990er Jahren: Sie sagte immer, die Schreibdidaktik ist nicht methodisch fundiert. Es fehlte Theorie. Diese Kritik ist meines Erachtens immer noch berechtigt, obwohl es inzwischen sehr viele Studien gibt. Die theoretische Auseinandersetzung steht noch am Anfang.

Woran glaubst du, liegt es, dass das noch nicht passiert ist?

DK: Um eine Theoriebildung anzustoßen, bedarf es intensiver Diskussionen und wohl einer kritischen Masse. Lange Zeit haben Personen alleine gearbeitet oder in sehr kleinen Teams. Es gab das Schreibzentrum in Bielefeld. Aber kein weiteres. Schreibdidaktik hatte keine Lobby. Sie ist von den traditionellen Communities nicht ernst genommen worden. Mein Doktorvater hat immer gesagt: Um eine Innovation wirklich zu etablieren, braucht es eine kritische Masse. Die haben wir meines Erachtens jetzt. Und es gibt die ersten Institutionalisierungen.

Es gibt JoSch. Es gibt die gefsus. Es gibt in Österreich die GeWissS, Forum Wissenschaftliches Schreiben in der Schweiz. Die Gesellschaften und Diskurse fangen an sich zu vernetzen. Vielleicht ein Beispiel: Als ich anfang, in der GAL die Idee für eine Sektion

³ <https://gal-ev.de/sektionen/schreibwissenschaft/>

Schreibwissenschaft zu lancieren, wurde – sinngemäß – der Einwand geäußert: „Wofür brauchen wir denn eine SIG Schreibwissenschaft? Da sind ja diese Schreibdidaktiker. Das ist so ein Klüngel, die wollen sowieso gar nicht sich mit anderen zusammentun.“ Das heißt, da war ein Blick auf die Schreibdidaktik als ein hermetisch abgeschlossenes System. Und was dann noch in weiteren Gesprächen kam, war: „Na ja, was die machen, das ist sozusagen alles praktisch aus dem Bauch raus. Aber das ist weder Wissenschaft noch in irgendeiner Weise relevant. Das ist nett als Service.“

Und ich möchte gerne, dass die Schreibwissenschaft als wissenschaftliche Disziplin anerkannt wird. Dass das wirklich ein Forschungsfeld ist, das eine unglaubliche Macht und Kraft hat als Transfer in die Praxis. Aber (...) was wir brauchen dafür, also um da wirklich ernst zu machen, ist Geld: Forschungsförderung.

Ich fragte Dagmar, ob sie das Gefühl habe, dass vor allem eben dieser Service-Bereich eine Unterstützung erfahren habe, aber eben nicht die Forschung in diesem Bereich.

DK: Genau. Das sehe ich als ganz großes Problem. Es ist genauso wie mit der Sprachlehre, die ja an vielen Universitäten an die Volkshochschulen ausgegliedert wurde. Ich will, dass die Schreibwissenschaft aus dieser Ecke rauskommt, weil ich der Meinung bin: Wir machen mehr als nur Service. Dies erfordert allerdings auch ein spezifisches Selbstverständnis von denjenigen, die die in diesem Bereich Tätigen sind. Ich habe ja diesen Band herausgegeben „Akademisches Schreiben (Halbband 1). Vom Qualitätspakt Lehre I geförderte Schreibprojekte“ (2016). Die Arbeit an dem Band war extrem spannend, weil ich mit ganz vielen Leuten in Kontakt gekommen bin, die in dem Bereich arbeiten. Viele kannte ich, aber es waren auch viele neue Personen dabei. An einen Fall erinnere ich mich besonders. Es gab da einen Artikel von einer Schreibdidaktikerin, den ich sehr gut fand. Allerdings fehlten mir in dem Artikel Verweise auf Publikationen. Da habe ich die Autorin angerufen und sie gefragt, ob sie ihre Ideen bereits anderweitig publiziert hat. Und ihre Antwort war: „Nein, das mache ich einfach so.“ Das fand ich schade, denn es wäre so wichtig, die Erkenntnisse aus der Schreibdidaktik zu publizieren. Denn man kann sich, wenn man in der Wissenschaft tatsächlich anerkannt werden will – und ich für meine Person möchte das –, den Spielregeln Erkenntnisse zu publizieren, nicht entziehen. Da fehlt mir etwas in der Schreibdidaktik.

*Hier brachte ich ein, dass das aber auch zu einer Wissenschaft-Praxis-Kluft führen könne. Das auf einmal eine Trennung da sei, wie ich sie teilweise zwischen Deutschlehrer*innen und Deutschdidaktiker*innen wahrnehme. Und dass ich, wenn ich mich der Logik der Forschung und der Logik einer wissenschaftlichen Disziplin annähere, möglicherweise nicht gleichzeitig eine Professionalisierung von Schreibberatung und Schreiblehre betreiben kann.*

DK: Ja, das kann sein. Allerdings denke ich, dass ich nur gute Schreibdidaktik machen kann, wenn ich weiß, wie das Schreiben funktioniert. Ich habe ganz viele Fragen, die noch offen sind, und wo ich das Gefühl habe, ich kann noch nicht richtig gut arbeiten, weil ganz bestimmte Dinge einfach noch nicht geklärt sind. Um es konkret zu machen: Wel-

chen Einfluss hat der sprachliche Hintergrund auf meine Fähigkeiten beim Schreiben? Wie interagieren literale Erfahrungen und sprachliches Handeln? Wie zeigt sich Kulturspezifika beim Schreiben – eventuell auch in der Art, wie an das Schreiben überhaupt herangegangen wird, also auf die Planungsprozesse? Wie kann man das über Einzelfallstudien hinaus untersuchen? Da brauchen wir noch Forschung, die meines Erachtens ganz wichtig ist, um eine gute Didaktik machen zu können.

Eine Frage war mir in diesem Zusammenhang wichtig: Müssen der Didaktiker oder die Didaktikerin auch die Forschung betreiben oder lediglich die Erkenntnisse haben, um eine sinnvolle Didaktik zu machen?

DK: Die Didaktiker müssen sich darauf einlassen, die Forschungsergebnisse zur Kenntnis zu nehmen. Denn ich habe schon viele Gespräche auch mit Schreibdidaktiker*innen geführt, die sagen: Wir machen Schreibberatung und brauchen dafür keine Texte. Ich mache inzwischen auch solche Art von Beratung. Wenn Studierende ohne einen Text kommen. In frühen Stadien haben sie eventuell noch keinen, aber irgendwann haben sie Text. Und wenn Studierende dann versuchen, ein Problem „im Allgemeinen“ zu beschreiben, kommt für mich schnell der Punkt, an dem ich sage: „Jetzt zeigt mir mal bitte das Problem am Text.“ Ich kenne eine ganze Reihe von Schreibdidaktikern, die das nicht wollen.

Ja, irgendwann geht es um das Produkt. Und nicht mehr nur darum, ob ich den Prozess bewältigt kriege oder nicht.

DK: Genau. Es gibt meines Erachtens hier durchaus unterschiedliche Ansätze und ich denke, dass es vielleicht sogar einmal sinnvoll wäre, diese Kontroverse innerhalb der Fachcommunity zu führen. Denn um am Text arbeiten zu können, braucht es sprachliches Wissen. So kann ich die – eventuell – provokante Frage stellen: Wie viel sprachliches Wissen brauchen Schreibberatende?

Wichtig ist mir dabei festzuhalten, dass niemand alles können muss. Man kann nicht sagen, alle Schreibberatenden müssen ein Linguistikstudium haben. Aber die Frage ist doch: Welche Bereiche sind relevant und notwendig? Und hier weiterdenken und weiterarbeiten zu können, ist mir wichtig, um linguistische und schreibdidaktische Bereiche zusammenzuführen.

Die für meine Interviews klassische Frage danach, was die Interviewten über ihr eigenes Schreiben gelernt haben, stellte ich selbstverständlich auch Dagmar Knorr.

DK: Mein Schreiben hat sich extrem verändert. Ich weiß, dass ich alles, was ich bis morgens um zehn nicht zu Papier gebracht habe, an dem Tag nicht mehr schaffen werde. Das gilt allerdings nur für Texte, bei denen ich Inhalte neu erarbeiten muss.

Nie war mein Badezimmer so sauber wie in der Zeit, als ich promoviert habe. Ich habe lange Deadlines gebraucht, um produktiv zu sein. Das hat sich geändert. Inzwischen kann ich auch selbstbestimmt schreiben und fertig werden. Einen erheblichen Einfluss

haben meine Kinder auf mein Schreibverhalten gehabt. Ich musste meine Dissertation noch für die Publikation überarbeiten, als ich schon meinen Sohn hatte. Da konnte ich mir die Zeiten nicht aussuchen, sondern nur sagen: Mein Kind schläft jetzt; also kann ich jetzt an der Dissertation weiterarbeiten. Es ist dann ziemlich egal, ob es mir gut ging oder nicht, ob ich Lust hatte oder nicht. Ich hatte dann eine halbe Stunde. Und es gibt Textarten, besonders im Bereich Berichtswesen, Dokumentation, die schreibe ich einfach runter. Argumentative Texte sind für mich schwieriger. Da brauche ich eine gewisse Disziplin. Dieser Spruch vom „Hosenboden“ gilt: Man muss auch lernen, seinen inneren Schweinehund zu dressieren.

Was ich allerdings auch gelernt habe – und das ist ein ganz wichtiger Punkt –, damit umzugehen, wenn ich Dinge nicht schreiben kann. Früher bin ich davon ausgegangen, dass ich mehr Disziplin brauche. Inzwischen weiß ich: Ganz bestimmte Dinge brauchen ihre Zeit. Und ich weiß auch, dass ich da durchmuss, sie reifen zu lassen. Das mag ich nicht sonderlich und ich werde dann gnaddelig. In diesen Situationen bin ich kein guter Familienmensch. Ich brauche dann Ruhe und Zeit für mich. Aber wir haben in der Familie gelernt, darüber zu reden. Manchmal warne ich meine Familie und sage: „Lasst mich mal Ruhe, ich gehe jetzt noch mal ein bisschen im Garten. Ich denke.“ Aber manchmal schicken sie mich auch raus.

In solchen Phasen verbrauche ich viel Papier. Ich male dann viel. Erstelle Grafiken, Tabellen und so weiter und so fort. Ich muss mir immer ein Bild von einer Sache machen. Das ist eine Entwicklung, ein Reifungsprozess. Am schlimmsten ist, dass ich mit mir selbst Geduld aufbringen muss, bis die Dinge so klar sind, dass ich sie raus bzw. aufs Papier bringen kann. Das auszuhalten, das habe ich gelernt.

Da ich Dagmar Knorr zuerst als Leitung der Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit an der Universität Hamburg kennen gelernt hatte, interessierte mich, ob die Mehrsprachigkeit schon immer ein spezielles Erkenntnisinteresse ihrerseits war. (siehe dazu Alagöz-Bakan/Knorr/Krüsemann 2016)

DK: Das kam erst mit der Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit. Die ist mit mir gegründet worden. Der Ausgangspunkt war eine Beobachtung von Ursula Neumann, die das Projekt geleitet hat, dass sie im Lehramt viele Studierende mit Migrationshintergrund hat, die mündlich sehr gut sind, aber dazu unpassend schlechte schriftliche Leistungen abliefern. Ihre Hypothese war, dass dies daran liegt, dass es sich um mehrsprachige Personen handelt.

In diesem Punkt waren wir zunächst ziemlich weit auseinander. Denn meine Überzeugung war, dass sie alle nur nicht wissenschaftlich schreiben können. Dass das etwas mit dem mehrsprachigen Hintergrund zu tun hat, das wollte ich erst einmal bewiesen haben. Dazu muss man erwähnen, dass ich als Linguistin bei den Erziehungswissenschaftlern gearbeitet habe. Es war der FörMig-Kontext von Ingrid Gogolin und Ursula Neumann, was durchaus zu methodischen Diskussionen geführt hat. Denn erziehungswissenschaftliche Methoden unterscheiden sich teilweise sehr stark von linguistischen. So

ist es in der Erziehungswissenschaft durchaus möglich, Kompetenzen zu erfragen und mit den Selbsteinschätzungen zu arbeiten. Ich dagegen möchte dann eine Textanalyse machen und dann entscheiden, ob er die Kompetenzen tatsächlich hat, von denen er denkt, dass er sie habe. Das Problem an meiner Stelle in der Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit war, dass es sich eigentlich um eine Stelle ohne Forschung handelte. Das Projekt wurde zunächst von der ZEIT-Stiftung finanziert und dann vom Qualitätspakt Lehre. Ich konnte dann aber Ursula Neumann davon überzeugen, dass es wichtig ist, Fragen zu beantworten, um gezielter arbeiten zu können. Und da hat sie mir freie Hand gelassen. Dann habe ich ein Forschungsprojekt mit Carmen Heine und Jan Engberg aus Aarhus beantragt und bewilligt bekommen. Wir haben in Hamburg und in Aarhus Daten erhoben. Dabei haben wir authentische Schreibprozesse aufgezeichnet, diese als Prompts für retrospektive Interviews genutzt. Anschließend noch mit Struktur-Lege-Technik ein Dialog-Konsensgespräch geführt, um mehr über mehrsprachige Schreibprozesse zu erfahren (Heine/Engberg/Knorr/Spielmann: 2014). Allerdings war mir das immer noch nicht wirklich klar, wie die Mehrsprachigkeit auf das Schreiben wirkt. So habe ich – gemeinsam mit Britta Hufeisen – das Konzept der Sprachenfolge auf den Prüfstand gestellt. Es scheint ein zu theoretisches zu sein. Wir brauchen andere Begriffe. Wir können nicht sagen, wir haben hier LL. Ich frage mich zum Beispiel auch: „Wie definieren wir Muttersprache? Was ist muttersprachliches Niveau?“ Und wir haben in unserer Gesellschaft Mehrsprachigkeit, nicht nur Zweisprachigkeit.

Ok, du hast vorhin schon ein paar Sachen angesprochen. Ich will trotzdem nochmal nachfragen: Welche die Desiderate siehst du in der Schreibforschung, der Schreibwissenschaft? Wenn es jetzt um das Schreiben an Hochschulen, das wissenschaftliche Schreiben, aber auch um das professionelle Schreiben jenseits der Hochschule geht.

DK: Wo soll ich da anfangen? Wir haben große Desiderate im Bereich Methodik. Wie bekommt man die Komplexität der Prozesse in den Griff, um quantitativ und qualitativ forschen zu können? Wir haben viele Modelle zum Schreiben und man bekommt die Datenmengen auch reduziert. So hatte Daniel Perrin einmal ein großes Forschungsprojekt im Bereich Journalistik und auch in Schulen. Dort haben sie viele Schreibprozesse aufgenommen und die visualisiert. Als Ganzes, im Überblick, aber sie hatten auch die Möglichkeit die Daten herunterzubrechen auf einen einzelnen Text.

Den Konflikt zwischen quantitativer und qualitativer Forschung – und jetzt bin ich wieder bei Krings (1992). Er hat dieses Problem nämlich schon damals in seinem Artikel thematisiert – diesen Konflikt haben wir immer noch nicht gelöst und wir haben halt die Aufgabe, hier zu liefern. Unsere Wissenskultur ist zurzeit sehr quantitativ ausgelegt. Qualitative Methoden werden teilweise als minderwertig wahrgenommen. Ich sehe da im Prinzip die größte Herausforderung: Methoden zu finden, die einerseits das Bedürfnis nach quantifizierbaren Ergebnissen mit bedienen, ohne die qualitative Forschung wegzulassen. Denn ich habe noch ganz viele Fragen. Fragen der Art, die hypothesengenerierend bearbeitet werden müssten. Dann sind wir wieder bei qualitativen Ansätzen. Um aus die-

ser Schleife zu kommen, brauchen wir mehr methodische Auseinandersetzung, um zu prüfen, was mir unterschiedliche Methoden aus den verschiedenen Disziplinen bringen. Welche Werkzeuge gibt es und welche Aspekte können damit gefasst werden? Wie bekommt man Einflussfaktoren isoliert, ohne die Komplexität aufzulösen?

Beispiel: Es gibt Schreibstrategien. Aber ich müsste trennen können zwischen: Das ist jetzt Davids Strategie, also (zwischen) einer individuellen Strategie, und einer typisierten, also das ist gleichzeitig eine Bottom-Up-Schreibstrategie. Oder wie wirken die sprachlichen Hintergründe, auf denen man aufsetzt, tatsächlich beim wissenschaftlichen Schreiben? Wo zeigt sich das in den Texten? Wo brauche ich tatsächlich Kenntnisse über Literarisierungsprozesse? Anscheinend gibt es ja Muster, die man reproduziert, ohne sich dessen bewusst zu sein. Aber wie bestimme ich die für mich individuell? Und wie kann ich sie beim individuellen Schreiber bewusst machen?

Das ist mein Ansatz. Zu sagen, eigentlich muss ich mich selber erkennen beim Schreiben. Also, dass ich als Schreibende mein Monitoring, meine kognitive Reflexion einsetze, um zu erkennen. Mit mir in den Dialog trete: „Ach guck mal, da habe ich mal wieder diese Strategie angewendet. Du weißt doch ganz genau, da kommst du in die Sackgasse. Also mach jetzt mal was anderes.“ Wie häufig sieht man in Texten, gerade bei Promovierenden, dass sie so vorsichtig sind, dass sie eine Rechtfertigungshaltung einnehmen. Und solche Rechtfertigung hat etwas mit dem Status des Promovierenden zu tun und dass sie ihren Text, ihr „Kind“ verteidigen möchten. Wie bekomme ich jemanden dazu, aus einer selbstbewussten Perspektive zu schreiben? Dafür muss die Person erst einmal erkennen, dass sie in so einer Rechtfertigungshaltung ist. Das sind ja alles Dinge, die man herausfinden muss. Und dann kommt in einem zweiten Schritt die Didaktik. Diagnostik ist das eine. Das kann die Forschung liefern. Und dann brauche ich die genialen Didaktiker, die sagen: Wie bekomme ich mein Selbstbewusstsein in die Autorenrolle rein? Wie kann ich das denn produzieren? Wo muss ich denn da ansetzen bei jemandem, damit man das tatsächlich machen kann, und welche sprachlichen Mittel braucht er dafür? Da sind ganz viele Fragen.

Ich fragte Dagmar daraufhin, ob die Selbsterkenntnis nicht vor allem dann besser funktionieren würde, wenn ich auch etwas über das Schreiben weiß, also wenn ich auch Schreibwissen erwerben würde. Meines Erachtens seien doch dann Schreibkurse relevant, die sowohl Reflexion von Schreiberfahrung als auch Erkenntnisse der Schreibforschung vermittelten.

DK: Ich bin eine absolute Befürworterin von curricular verankerten Schreibkursen. Ja, auf jeden Fall. Und man sollte es theoretisch unterfüttern. Man braucht, denke ich mal, nicht so sehr in die Tiefe zu gehen. Ich werde so ein Konzept am Freitag vorstellen (Knorr 2019). Es ist das Konzept für einen Schreibkurs im ersten Schreibjahr, wo ich versuche darzulegen, was wir brauchen, um Schreibkompetenz aufzubauen. Ich identifiziere bestimmte Kompetenzbereiche, die man meines Erachtens hierfür braucht. In diesen Bereichen kann man dann einzelne Aspekte wissenschaftlichen Schreibens üben.

Aber ich glaube nicht, dass man Studierende erst einmal mit Modellen über den Schreibprozess belasten muss. Wobei ich ihnen in der Beratung ganz häufig, wenn sie nicht mehr weiterwissen, ein Modell für den Ablauf wissenschaftlicher Schreibprozesse präsentiere, um ihnen zu verdeutlichen, an welcher Stelle im Schreibprozess sie sich befinden. Die meisten sagen dann „Oh, darf ich das mitnehmen? Das ist ja toll, dass man das so schön visualisiert hat.“

Eine Sache ist da noch. Es gibt den einen Zeitpunkt, den man treffen muss. Das habe ich in meinen Jahren, die ich jetzt unterrichte, festgestellt. Man muss den richtigen Moment treffen, zu dem jemand aufnahmebereit für Informationen ist. Schreibberatung bringt nichts, wenn die Studierenden gerade ganz frisch an der Uni sind. Das heißt, wir müssen die Studierenden in eine Situation bringen, in denen sie etwas tun müssen, wo sie vielleicht auf ein Problem stoßen, das sie ganz konkret bearbeiten müssen. In diesem Moment sind sie aufnahmebereit für ganz bestimmte Scaffolding-Prozesse. Zu diesem Zeitpunkt kann ich Erkenntnis erzeugen und Reflexion anregen. Aber ich muss sie in eine Lage versetzen, dass sie selbst nicht mehr weiterwissen, wo sie ein Problem haben. Dann kann ich ihnen ein Werkzeug an die Hand geben kann. Das ist meine Form von Didaktik.

Ich denke, Schreiben lernt man tatsächlich durch Überarbeiten. Man müsste die Möglichkeit schaffen, dass man ein Feedback hat und aufgrund dieses Feedbacks an seinem eigenen Text weiterarbeitet und lernt. Denn die Übertragung auf die nächste Arbeit funktioniert nur sehr eingeschränkt. Denn dann hat man wieder eine neue Aufgabenstellung, und damit ein völlig neues Wissensproblem. Vieles kann man meines Erachtens nicht übertragen, weil ein neuer Text wieder eine ganz andere, der neuen Aufgabe angepasste argumentative Struktur haben muss.

Um tatsächlich Schreibkompetenz zu entwickeln, braucht es diese Schleife. Das ist meine große Kritik am Lehr-/Lernkontext an Universitäten und an Schulen. Dass diese Schleife fehlt. Im Bereich professioneller Textproduktion geht kein Text raus, der nicht mindestens eine Überarbeitungsschleife hat⁴. Wir bilden Leute aus, indem wir sie in die Prüfungssituationen stecken. Das hat aber nichts mit Schreibkompetenzentwicklung zu tun. Hinzu kommt, wie wir mit korrigierten und kommentierten Texten umgehen und umgehen können. Denn prüfungsrechtliche Vorgaben verhindern auch teilweise, dass kommentierte Texte an Studierende zurückgegeben werden dürfen. Auf diese Weise wird eine Auseinandersetzung mit den Kommentierungen verhindert. Und dann wundern sich Lehrende, dass Studierende nicht schreiben können.

4 Ein mögliches Konzept, welches der Forderung von Dagmar Knorr nahekommt, präsentiert Stefan Kühl (2015).

Literatur

- Alagöz-Bakan, Özlem/Knorr, Dagmar/Krüsemann Kerstin (Hrsg.) (2016): *Akademisches Schreiben (Halbband 2). Sprache zum Schreiben – zum Denken – zum Beraten*. Hamburg: Universität Hamburg.
- Antos, Gerd/Krings, Hans P. (Hrsg.) (1989). *Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer.
- Heine, Carmen/Engberg, Jan/Knorr, Dagmar/Spielmann, Daniel (2014): New Methods of Text Production Process Research combined. In: Knorr, D., Heine, C., & Engberg, J. (Hrsg.): *Methods in Writing Process Research*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar/Molitor-Lübbert, Sylvie (Hrsg.) (1995). *Wissenschaftliche Textproduktion: Mit und ohne Computer*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar (Hrsg.) (1997). *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Knorr, Dagmar (2019): Sprachensensibles Kompetenzmodell wissenschaftlichen Schreibens. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 24(1), 165–179.
- Knorr, Dagmar (2016): *Akademisches Schreiben (Halbband 1). Vom Qualitätspakt Lehre I geförderte Schreibprojekte*. Hamburg: Universität Hamburg.
- Knorr, Dagmar/Heine, Carmen/Engberg, Jan (Hrsg.) (2014): *Methods in Writing Process Research*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Knorr, Dagmar (1998): *Informationsmanagement für wissenschaftliche Textproduktionen*. Tübingen: Narr.
- Knorr, Dagmar/Jakobs, Eva-Maria (Hrsg.) (1997): *Textproduktion in elektronischen Umgebungen*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Krings, Hans P./Antos, Gerd (Hrsg.) (1992): *Textproduktion. Neue Wege der Forschung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Krings, Hans P. (1992): Schwarze Spuren auf weißem Grund. Fragen, Methoden und Ergebnisse der Schreibprozeßforschung im Überblick. In: Krings, Hans P./Antos, Gerd (Hrsg.): *Textproduktion. Neue Wege der Forschung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Kühl, Stefan (2015): Die publikationsorientierte Vermittlung von Schreibkompetenzen. Zur Orientierung des studentischen Schreibens in der Soziologie am wissenschaftlichen Veröffentlichungsprozess. *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. 44(1):56–77
- Molitor, Sylvie (1984): *Kognitive Prozesse beim Schreiben*. Tübingen: Deutsches Institut für Fernstudien [Forschungsbericht; 31].
- Molitor-Lübbert, Sylvie (1989): Schreiben und Kognition. In: Antos, Gerd/Krings, Hans P. (Hrsg.): *Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer. 278–296.

Gerd Bräuer

„Also diese Idee des Peer-Feedbacks, das ist die zentrale Größe, die mich regelrecht beeindruckt hat“

Am 15.05.2018 fuhr ich für ein Interview mit Gerd Bräuer¹ nach Freiburg. Wir trafen uns nicht bei ihm zu Hause oder im Schreibzentrum der Pädagogischen Hochschule, sondern in einem Restaurant. Ich erzählte ihm, dass ich bereits Otto Kruse, Gisbert Kesselring, Gabi Ruhmann und Dagmar Knorr interviewt habe. Gerd erkundigte sich daraufhin vor allem nach Gabi Ruhmann, wie es ihr ginge und wie mein Gespräch mit ihr gewesen sei. Den Einstieg ins Interview bildete wiederum die Frage danach, ob er der Bezeichnung Pionier der Schreibdidaktik zustimmen könne.

Gerd Bräuer (GB): Rein technisch könnte man es wirklich ehrlich, allen Ernstes und guten Gewissens mit „ja“ beantworten, weil, da hängt bei mir folgende Geschichte dran: Ich habe 1992 einen Antrag für ein Postdoc-Stipendium bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gestellt. Eben um die amerikanische Schreibdidaktik oder -pädagogik, wie es eben auch immer heißt, zu erforschen. Und das stieß bei der DFG auf großes Interesse. Aber als ich damit dann fertig war und das Buch (1996) auch publiziert war und ich dann versuchte, in Deutschland irgendwas zu finden, dann musste ich wirklich feststellen, dass das bis auf Bielefeld keinen Menschen interessierte. Das war für mich so eine große Diskrepanz. (...) Mit der Konsequenz, dass ich in Amerika geblieben bin, dass ich dort mich umgesehen habe nach Stellen. Weil mir klar war: Wenn ich hier zum Arbeitsamt gehe und irgendwas mache, um akademisch Fuß zu fassen, dass ich da viele Jahre gar nichts bewerkstelligt kriege, und das hat sich wirklich bewahrheitet. Also durch die Stelle, die ich da in den USA hatte, hatte ich einen gewissen Exotenstatus.

Wie lange warst du in den USA?

GB: Also insgesamt 13 Jahre. Und drei Jahre mit diesem Postdoc und zehn Jahre dann nochmal an der Emory University, wo ich dann eine Professur hatte. Zwar in German Studies, aber dort mit dem dezidiert festgelegten Feld Schreibdidaktik, Schreibforschung. Und in dem Zusammenhang habe ich dann auch viel mit dem Schreibzentrum an der Uni gearbeitet und war halt in der Schreibcommunity in den USA.

Und du hast dort dann auch schnell gemerkt, dass du halt nicht irgendwas anderes machen wolltest, sondern dass das Schreiben dich gepackt hat?

¹ Gerd Bräuer promovierte in der Germanistik, hielt Gastprofessuren an der University of Oregon, Portland State University, Emory University (1995–2004, Associate Professor) und der Simon Fraser University (Kanada). Er war DAAD-Professor an der Pädagogischen Hochschule Freiburg (2001–2003). Er initiierte und leitet das dortige Schreibzentrum sowie die Fernstudiengänge Schreibberatung und Literacy Management.

GB: Das hatte mich schon während meiner Dissertation gepackt. Und zwar durch mein Thema. Ich habe über Brecht geschrieben und Brecht war ein sehr reflektierter Mensch mit vielen Arbeitsjournalen (1973), mit denen ich mich beschäftigt habe. Und nicht nur dass er diese Arbeitsjournale als Medien benutzt hat, sondern der hat auch über das Arbeitsjournal und sein Schreiben im Arbeitsjournal reflektiert. Und das war für mich wie so eine Offenbarung. Das hat mich einfach fasziniert, wie der über diese Reflexion der eigenen Textproduktion zu neuen Ideen für seine Textproduktion kam.

Ich dachte: Was machen wir hier eigentlich in der Literaturwissenschaft? Das war ja mein Ursprungsgebiet. Auch mit Blick auf die Schule oder Lehrerinnen- und Lehrerbildung, wo also produktives Herangehen an Literatur einfach nun wirklich immer noch so ein Nischendasein hatte. Also man hatte schon bisschen Theater gespielt in der Germanistikausbildung und sicherlich gab es die eine oder andere Schreibgruppe literarischer Art. Aber ums akademische Schreiben hat sich ja sowieso niemand geschert in der Zeit, in der ich studiert habe. Und da hatte ich irgendwie das Bedürfnis das irgendwie anders zu machen. Also mich weiter mit Brecht und Literaturwissenschaft zu beschäftigen, das fand ich irgendwie ein bisschen mühselig und mühsam. N' Stück weit sinnentleert, ich hab' da für mich keine Perspektive gesehen.

Aber das mit dem Schreiben und diese Reflexion darüber, das war was, was dich angesprochen hat. Wie bist du darauf gekommen, dass es dazu in den USA schon mehr gibt?

GB: Ich habe bei meinen Recherchen zu Brecht „Writing Process“ als Stichworte gefunden und mir wurde an der Stelle erst bewusst, dass es das überhaupt auf der Landkarte gibt. Und da habe ich nachgegraben und bin auf schreibpädagogische Sachen zuerst gestoßen, sehr praktische Dinge. Für die Schule, für die Hochschule. Ich habe damals schon auf den ersten Blick gemerkt: Da ist unglaublich viel. Aber damals interessierte mich erstmal dieses Creative Writing. So und da bin ich dort ein bisschen spazieren gegangen, gewandert, also gerade auch in Zusammenhang mit der Dissertation.

Und als ich dann den Antrag für die DFG geschrieben habe, da war mir aber klar: Jetzt nur auf dieses Creative Writing zu schauen, das fände ich ein bisschen wenig. Zumal, zu der Zeit ist ja auch schon das Leipziger Literaturinstitut beziehungsweise also die Umwandlung des früheren DDR-Literaturinstituts unterwegs gewesen und ich merkte da schon, da wird letztendlich diese alte Geschichte vom schreibenden Genie weiter gepflegt, natürlich verbunden mit ein bisschen Handwerk, aber das Handwerk kriegt nur derjenige, der schon durch die Genieschleuse durchgekommen ist und es ins Studium geschafft hat.

Im Antrag für das Post-Doc-Projekt habe ich dann auch schon Begriffe benutzt wie Composition und Composition Theory, Writing Process Research. Und ich hatte anhand der Gutachten zum Antrag den Eindruck, dass genau das die Gutachter*innen eben sehr interessiert hat, und ich hatte dann so die Möglichkeit mir eine passende Uni als Gastgeberin auszusuchen. Ich habe mich für die University of Oregon entschieden, wo Elke Liebs lehrte. Ich hätte ja zu allen möglichen Leuten gehen können, die in Amerika große Namen waren. Peter Elbow zum Beispiel hätte mich sehr interessiert... Aber ich dachte,

diese amerikanischen Schreibwissenschaftler*innen wissen nichts über die Rolle des Schreibens in Deutschland. Also ich hatte von vornherein dieses Interesse etwas herauszufinden über das Schreiben, und vor allem über das akademische Schreiben, mit Blick auf die Anwendung in Deutschland bzw. in den deutschsprachigen Ländern. So und da schien mir z. B. Peter Elbow etwas weit weg. *Writing without Teachers* (1973), das konnte ich mir als Zielmarkierung für Deutschland nicht unbedingt vorstellen.

Elke Liebs, die als Literaturwissenschaftlerin der traditionellen Germanistik schon sehr nahestand, meinte: „Lesen alleine hilft nicht viel.“ Da sollte auch geschrieben werden, weil über das Schreiben dieses Dekonstruieren, Rekonstruieren, Neukonstruieren von Sinn stattfindet. Das eben nicht nur Literaturaufnahme ermöglicht oder optimiert, sondern eben auch alle möglichen Formen von Informationen in Form von Text. In den literaturwissenschaftlichen Seminaren, die ich als Vertretung für Elke Liebs abhielt, konnte ich das, was ich an den einzelnen Standorten der amerikanischen Schreibdidaktik gefunden hatte, immer gleich praktisch anwenden. Ich habe dann mit der DFG vereinbart, die anderthalb Jahre Forschungsstipendium auszudehnen auf drei Jahre und immer ein Semester zu pausieren, um dann dort bezahlt zu werden für die Vertretungsprofessur. (...)

Und ja, (ich) habe auch davon profitiert, dass die University of Oregon, zumindest damals dieses Departement, relativ großen Zulauf hatte von deutschen Studierenden. Da waren natürlich auch Amerikaner, die Germanistik studiert haben, aber auch sehr viele Deutsche, die da mal ein Auslandssemester gemacht haben. Und von daher hatte ich genau das Klientel, an das ich heranwollte, und ich konnte mit denen einfach neue Sachen ausprobieren. Wie reagieren die auf meine Schreibaufträge?

Und ich habe dann schon immer wieder probiert nicht nur akademisch schreiben zu lassen, sondern auch literarisch oder kreativ. Um letztendlich wissenschaftliche Erkenntnisse oder Textverstehen zu befördern. Dabei hatte ich den Eindruck, dass das bei den Studierenden zumindest in dem Umfeld an der UO gut funktioniert hat. Da wurde mir aber auch schon schnell klar, dass „Max Meyer“ als deutscher Durchschnittsstudent anders tickt, wenn er mal zu Gast ist für ein Semester an der University of Oregon. (...) Mir wurde dann eben auch dadurch klar: Wenn man in Deutschland was anwenden will von dieser amerikanischen Schreibdidaktik, dann muss sich auch deutsche Lehr- Lernkultur verändern. Dazu gehört eben dieses permanente Austauschen, Feedback geben, Rückmeldungen ganz simpler Art. Das gehört einfach zur Grundlage für diese andere Art der Gruppendynamik, die dann entsteht in so 'm Seminar im Vergleich zu einem Seminar, was eigentlich als eine verkappte Vorlesung läuft.

Da sind wir im Grunde genommen schon bei einer nächsten Frage. Welche Ideen oder welche Personen haben dich am stärksten mit beeinflusst?

GB: Also diese Idee des Peer-Feedbacks, die auf alle Fälle. Das ist wahrscheinlich die zentrale Größe, die mich regelrecht beeindruckt hat. Also in diesem Zusammenhang auch dieses Sich-zurücknehmen der Lehrperson und zu sagen „Well, talk about it“ und „open the floor to the students“. Und ich habe das so oft praktisch erlebt. Peter Elbow ist da

wirklich für mich der absolute Prototyp dafür. Der das auch praktiziert in seinen Lehrveranstaltungen. Der verschwand förmlich und war aber doch noch da: „Holding the space“, das ist meine Aufgabe als Lehrperson oder „defining the outposts of the space“. Aber alles andere ist eure Sache, weil es euer Lernen ist. Ja, also diese Peer-Rückmeldung, Peer-Interaktion, gepaart mit dieser Zurücknahme der Rolle als Lehrperson, als lehrende Person und also dieses Sich-beschränken auf die Rolle als Begleitperson, das hat mich schon stark beeindruckt, da ist der Peter Elbow wirklich einer der Wichtigsten. (...)

Da gibt es übrigens eine Sache, die mich in der amerikanischen Schreibforschung auch sehr interessiert hat. Ich bin da später auch nochmal bei Peter Elbow drauf gestoßen, aber ich habe zuerst Sondra Perl kennen gelernt. Und Sondra Pearl hat sehr stark mit Theorien von Eugene T. Gendlin gearbeitet, das ist ein Schüler von Carl Rogers. Da schließt sich für mich auch nochmal der Kreis. Also Rogers brauche ich für diesen nicht-direktiven Beratungsansatz (2014) und die Weiterführung von Rogers ist aber eben dieses Sich-Fokussieren auf dieses „meaning making“ im eigenen Produktionsablauf. Und das wäre in unserem Fall das Schreiben. Und genau da setzt die Sondra Perl (2004) an und sagt „Ja, Mensch, lass doch mal die Schreibenden, gib denen doch einfach mal die Möglichkeit, mehr Raum. Wo die Schreibenden angehalten werden, wo die auch ermutigt werden, stärker auf ihre eigene Stimme zu reagieren, oder überhaupt die erst einmal wahrzunehmen. Dafür gibt es bei Gendlin in seiner Focusing Theory das Phänomen des „Felt Sense“, gefühlter Sinn (u. a. 2007).

Und Pearl hat für das Aufspüren des „Felt Sense“ Aufgaben entwickelt, wo man praktisch in der Überarbeitung oder in der Wahrnehmung dessen, was ich schon geschrieben habe, sich auf diesen Moment konzentriert, wenn ich beginne, eine innere Zufriedenheit zu spüren, einen Einklang mit meiner ursprünglichen Intention.

Du hast eben gerade schon davon gesprochen, dass du das in den Seminaren erlebt hast, wie da die Lehrpersonen in den Hintergrund traten und nur noch moderierend und begleitend tätig waren und dass es Peer-Feedback gab. Und du hast aber ja auch die Idee der ausgebildeten Peers im Grunde genommen importiert. War das so ein Hintertürchen, um Schreibberatung an die Uni zu bringen in Deutschland?

GB: (...) Ich habe natürlich immer wieder über Schreibberatung geredet und habe da auch relativ schnell sowohl in Österreich als auch in der Schweiz gemerkt, dass studentische Schreibberatung, dass man sich das nicht so richtig vorstellen konnte. Also man war da eigentlich darauf aus, diesen Einsatz studentischer Schreibberatung in den USA zu „übersetzen“ in eine Schreibberatung durch Spezialistinnen und Spezialisten aus dem nicht-studentischen Lager. Zuerst habe ich gedacht, ich kann mich damit arrangieren mit dieser Vorstellung und entsprechend auch was dazu beitragen, aber ich habe gemerkt, das stieß bei mir auf inneren Widerstand, was meine Grundannahmen betrifft, wie Feedback am besten funktioniert, nämlich, dass der Schreibende oder die Schreibende auch wirklich bereit ist an die Textrevision zu gehen. Also was ich immer wieder beobachtet habe, ist, wenn ich Feedback gegeben habe, dass dieses Feedback meistens überhaupt nicht umge-

setzt wurde. Es kam zwar gut an sozusagen im Moment des Feedbackgebens, aber hatte kaum einen Einfluss auf die Textrevision. Im Gegensatz zu dem, was sie an Feedback von ihren Peers gekriegt haben. Da gab es bis zu 70–80 % Spuren vom Peer-Feedback in der Textrevision. Also das war die Erfahrung aus meiner Seminararbeit in den USA und das ließ für mich eigentlich keine andere Alternative zu als mich für studentische Schreibberatung stark zu machen.

Ich habe das dann immer wieder wie so ein Mantra wiederholt in meinen Workshops. Und es schien dann wirklich auf sehr offene Ohren gestoßen zu sein an der PH Freiburg, vor allem bei der Prorektorin für Ausbildung. Die meinte, das finde sie ja ganz toll. Ich habe damals auch... – das war so ein Seitenzweig, den ich in den USA dann Ende der 90er mir angeguckt hab', das war Schreibberatung und Schreibzentren in den Schulen. Und mit dieser Doppelung, also studentische Schreibberaterinnen und Schreibberater sollten zum Kerngeschäft der Schreibearbeit an der Hochschule gehören und weil es eben dann auch oft dann Lehrerinnen- und Lehrerausbildungen gibt, kriegen die das sozusagen dann gleich in der Ausbildung mit oder sind vielleicht sogar Teil eines solchen Schreibzentrums. Und die gehen dann an die Schulen und initiieren dort ähnliche Dinge eben nicht nur Feedback im Deutschunterricht, sondern auch darüber hinaus in anderen Fächern und vor allem machen sie sich stark für die Bildung von Schreiblesezentren, so habe ich diese Einrichtungen damals genannt. Diese Kombination von Studium und Berufsfeld stieß auf offene Ohren und da hatte sich die Prorektorin dann über den DAAD stark gemacht für eine Gastprofessur. Ich war dann 2001 bis 2003 beurlaubt von meiner amerikanischen Stelle und habe angefangen in Freiburg also nicht nur ein Schreibzentrum an der PH Freiburg aufzubauen, sondern ebenso ein Netzwerk mit lokalen Schulen (Schreiblesezentren). (...)

*Wie würdest du die Anfänge an deutschen Hochschulen beschreiben? Wie hast du es wahrgenommen und mit welchen anderen Protagonist*innen auch aus dem Bereich des kreativen Schreibens hattest du in Deutschland zu tun?*

GB: Ja, mit dem kreativen Schreiben, da hatte ich schon, bevor ich nach Amerika bin 1990/91, mal eine Begegnung mit Lutz von Werder. Also ich war eigentlich an der Alice-Salomon-Fachhochschule in Berlin wegen der Theaterpädagogik. (...) Und erfuhr dann eben von Lutz von Werder, und habe da auch ein Seminar besucht und bin da relativ lange geblieben; also was mich von vornerein irritierte, was ich von meinem ersten Einlesen in die amerikanische Lektüre mitkriegte, die zurückgenommene Lehrerhaltung, Peer Feedback. Das alles fand bei Lutz von Werder leider nicht statt, aber er predigte trotzdem amerikanische Schreibdidaktik, also er redete von Peter Elbow, aber er machte es selbst nicht. (...)

(Dann) hatte ich noch ein Gastsemester an der Universität in Bielefeld beziehungsweise im Zusammenhang mit dem Oberstufenkolleg, das ist diese angegliederte Labor-Schule. Und da war Felix Winter, ein Pädagoge, der sich dem Schreiben über das Portfolio genähert hat und reflexive Praxis zu seinem Hauptgegenstand erkoren hat, und das fand

ich spannend (siehe dazu Bräuer/Keller/Winter 2012). Und in der Kombination mit Gabi Ruhmann beziehungsweise auch mit Andrea Frank, fand ich die Uni Bielefeld einen tollen Ort, einfach mal ein Semester dabei zu sein, um zu gucken, was da an der Uni passiert und was an diesem Oberstufenkolleg passiert. Also es war für mich wieder diese Verbindung: Schreiben an der Uni und Schreiben an der Schule. Das war für mich eine interessante Kombination. Ich habe dann viele Gespräche mit Gabi und Andrea gehabt, und geguckt, wie das funktioniert bei denen am Schreibzentrum. Was ich bei den beiden, Andrea und Gabi, schnell mitgekriegt habe, war dieses ausschließliche Konzentrieren auf das Schreiben im Studium. Was mir ja für das Bielefelder Schreiblabor erst einmal durchaus einleuchtete.

Aber ich hatte so den Eindruck, dass ich da gerne weiter an diesem Brückenschlag Schule-Hochschule arbeiten möchte. Weil ich eben annahm, dass sich eine andere Schreibkultur nur dann entwickeln kann, wenn man tatsächlich auch den Leuten die Chance gibt, eine andere Schreibkultur schon in der Schule kennenzulernen. (...) Und von daher dachte ich also, mit der Ausbildung einer neuen Lehrer*innen-Generation geht das rein in die Schule. Diese sogenannte produktionsorientierte Deutschdidaktik, die hat ja in den 80er Jahren zumindest das Phänomen des kreativen Schreibens ja durchaus schon mit in die Schule gebracht. Aber eben als ein Bestandteil des Deutschunterrichts und auch als einen durchaus zeitlich und stofflich fixierten Schwerpunkt, so nach dem Motto: Jetzt ist wieder Mai und wir sind in der 6. Klasse und jetzt machen wir mal ein paar Elfchen zum Frühling und dazu gebe ich euch ein paar Tipps und Tricks aus dem kreativen Schreiben. Das ist jetzt böswillig formuliert, aber Kreatives Schreiben hatte schon einfach seinen Platz und der war genau definiert. Das hat dann noch viele, viele Jahre gedauert, um zum Beispiel Formen des kreativen Schreibens zu kombinieren mit der Rezeption von Sachtexten.

Du hast vorhin gesagt, du hättest dann Otto Kruse kennengelernt und warst dann auch auf einer Tagung bei ihm in Erfurt.

GB: Ja, da hatte ich dann mit teilgenommen und fand das alles ganz spannend und da dachte ich, eigentlich müsste man so ein Ausbildungsprogramm schaffen, aber eben nicht für Spezialistinnen und Spezialisten, sondern für Studierende in Zusammenhang mit der Schreibberatung. Und das, kombiniert mit dem, was ich aus den USA kannte, hat dann letztendlich dazu geführt, dass ich im Rahmen meiner Gastprofessur in Freiburg meinen ersten Durchgang gestartet habe zur Ausbildung von Schreibberater*innen², das war 2001. (...) Da war für mich schon sehr wichtig, dass ich sowohl diesen Einblick in die Schreibprozessstheorie gab, aber eben nicht als Theorie an sich, sondern als gelebte oder erlebbare Theorie, indem ich mein eigenes Schreibhandeln analysiere. Um da zu gucken, was da die Anknüpfungsmöglichkeiten sind, um mein eigenes Schreibhandeln zu opti-

2 <https://www.ph-freiburg.de/hochschule/weitere-einrichtungen/schreibzentrum/hochschulzertifikat-schreibberatung.html>

mieren, und wie würde ich das sozusagen für mich selbst machen, um aus dieser Perspektive heraus dann weiter zu gehen. Diese nicht-direktive Beratungsmethode kennen zu lernen und dann sukzessive an die Ratsuchenden zu denken oder den Fokus auf die Ratsuchenden zu lenken, die ich später mal im Blick haben werde als Schreibberater oder Schreibberaterin.

Da kommen wir zur nächsten Frage. Was würdest du selber sagen, was sind so deine Schwerpunkte in der Schreibdidaktik oder Schreibpädagogik? Hast du sowas wie ein zentrales Erkenntnisinteresse?

GB: Das hat sich unglaublich oft verändert. Das hat sicherlich eine Kontinuität im Sinne von sich immer wieder zu besinnen und beschäftigen mit dem eigenen Schreibhandeln. Aber die Bezugspunkte oder die Blickwinkel auf das eigene Schreibhandeln, die haben sich schon relativ oft verändert. Also am Anfang war das schon sehr stark durch dieses Creative Writing geprägt. Und da stand ich immer wieder im Bann von Brecht, also wirklich. Was macht da jemand mit seinem Arbeitsjournal oder könnte jemand mit seinem Arbeitsjournal anstellen, eine Fragestellung für seine Diplomarbeit entwickeln oder für eine Hausarbeit. Oder wie könnte es jemandem helfen, wissenschaftliche Argumentationen zu entwickeln, indem er erstmal das Zwiegespräch mit sich selbst sucht oder mit einer Person. (...) So, das war für mich lange ein Schwerpunkt, den ich eher so schreibdidaktisch sehen würde. Also im Sinne von Scaffolding: Welche Zwischentexte, Aufgaben bräuchte es, um zu einem komplexen Handeln zu kommen, wie es das akademische oder wissenschaftliche Schreiben bedarf? (u. a. Bräuer 1998)

Und daraus hat sich dann nochmal ein spezielles Interesse an diesem Phänomen des Schreibhandelns entwickelt, woraus so meine Vorstellung von diesen Schreibtypen entstanden sind. Und da waren auch schon ganz klare Bezüge da zu diesen Dokumentationsprodukten, die entstehen, in der Schreibberatung durch diese Beratungsprotokolle. Oder eben auch Beratungsgespräche, Supervisionsgespräche. (...Also) Aufzeichnungen und Material, aus dem immer sehr deutlich hervorging, dass eben dieses Schreibhandeln unglaublich individuell sich zeigt, schillernd in allen Farben des Regenbogens. Aber dass es immer wieder zwei Tendenzen gibt: strukturschaffend oder eben strukturfolgend. (...)

Und dann kam diese Publikation von Ortner (2000). (...) Mit diesen zehn Schreibtypen und wir dachten erst „Boah, klasse!“. Dann merkten wir ganz schnell: Das kriegst du einfach nicht gefasst oder vermittelt im Beratungsgespräch. Du kriegst es auch nicht angewandt als Reflexionsschablone zum Beispiel für die Supervision oder für die Selbstreflexion meiner eigenen Beratungsfähigkeit. Und es lief auch da darauf hinaus zu gucken, diese zehn Typen, was machen die eigentlich? Dass sie zusammenrutschten in zwei Gefäße: strukturschaffend vs. strukturfolgend. Und das habe ich dann schon relativ stark verfolgt auch mit diversen Publikationen. Und da ist mir auch noch mal so klargeworden, wie ich Writer-Based and Reader-Based-Prose nicht nur als Phänomen der Schreibentwicklung verstehe, sondern gleichzeitig in so einem Mikrozyklus auch als Phänomene, die auftauchen in jeder einzelnen Textproduktion. (...)

Also da hat sich für mich ein Theoriegebäude entwickelt, in dem ich dann auch besser einordnen konnte, was ich in den USA ja schon gelesen hatte über fremd- und zweisprachiges Schreiben, wo ich dann merkte, ja, da sind noch einige Störgrößen, auf die wir eingehen sollten in der Schreibberatung. Und das hat zum Beispiel zu dieser Konsequenz geführt, dass dieser Baustein 3 (der Freiburger Schreibberater*innen-Ausbildung) Schreiben in der Fremd- und Zweitsprache, dass der eben nicht mehr als fakultativer Baustein in der Ausbildung vorhanden war, sondern als obligatorischer (...).

Also wir haben Baustein 1, das Erleben der Schreibprozessstheorie anhand des eigenen Schreibhandelns. Dann wenden wir das an (...) in Baustein 2 und dann rütteln wir alles noch einmal komplett durcheinander durch Baustein 3, indem wir eben letztendlich das Bild von vorne noch einmal aufdröseln, aber mit diesen zusätzlichen Störgrößen der L2-Text-Produktion. Inzwischen hat sich das ja also wirklich bewahrheitet durch diese rasant angestiegene Zahl der L2-Schreibenden, dass es diesen Baustein (...) braucht.

Ja, und so ist das vielleicht deutlich geworden, dass es immer so eine Theorie-Praxis-Verzahnung für mich gibt. Ich mache eigentlich nichts nur um der Theorie willen, sondern bei mir ist immer die praktische Schreibzentrumsarbeit der Auslöser für zusätzlichen Aufwand, den ich dann betreibe, um in theoretische Sachen reinzugucken.

Das heißt, was du in Beratung, Workshops etc. erlebst, ist der Ausgangspunkt, um dann wieder ins Denken theoretischer Art zu kommen. Was du bislang noch gar nicht erwähnt hast, was ja aber in meiner Wahrnehmung in letzter Zeit stärker noch mit reingekommen ist, ist ja also nochmal eine Fokussierung auf das Literacy Management.

GB: Genau, was erwartet die Institution oder inwieweit gibt die Institution bestimmte Wege vor mit Informationen umzugehen, um dann Texte zu produzieren, die Grundlagen für Bewertungsprozesse sind. Also der Ausgangspunkt, um sich mit Literacy Management³ zu beschäftigen, war tatsächlich wieder Schreibzentrumsarbeit, weil wir Mitte der 2000er Jahre einen rasanten Anstieg an Beratungsanfragen zur Textsorte Portfolio hatten. Da tauchte also an der PH Freiburg eine neue Textsorte auf und die Studierenden kamen zuhauf in die Schreibberatung und sagten: Was sollen wir denn hier machen? Und wir mussten zwangsläufig immer öfter in Schreibaufträge reinschauen: Was wurde euch denn gesagt? Es wurde dann immer wieder deutlich: Da gibt's gar keinen richtigen Schreibauftrag. Nur so mündlich formuliert oder mit einer Fußnote: Am Ende des Semesters müssen Sie ein Portfolio abgeben. Sodass mir klar war, hier kommt es zu Reibungsverlusten in der Textproduktion, die institutioneller Art sind. Die anfangen beim Schreibauftrag und bis hin zur Definition der Textsorte Portfolio durch die Institution in der Prüfungs- oder in der Studienordnung reichen. Und wo es offensichtlich eine Menge Leerstellen bzw. Störgrößen gab, mit denen dann das Schreibzentrum umgehen musste.

Und um mir das bewusst zu machen, worauf ich jetzt Studierende als Schreibberater noch weiter vorbereiten müsste, habe ich mich mit diesen Rahmenbedingungen beschäf-

3 <https://literacy-management.com>

tigt, die zum einen die Institutionen ausgeben und definieren und zum anderen mit den Rahmenbedingungen für das Schreiben, die der Einzelne definiert im Zusammenhang mit Vorgaben von der Institution. Daraus sind die beiden Begriffe entstanden: individuelles und institutionelles Literacy Management. Und ich habe dann tatsächlich geguckt: Was macht die PH Freiburg zum Thema Portfolio, was steht da in Prüfungsordnungen, was steht in den Rahmenrichtlinien der einzelnen Institutionen, der einzelnen Fächer, Institute? Was macht die einzelne Lehrperson damit? Wie sehen Schreibaufträge aus? Und was passiert dann letztendlich, wenn das Portfolio entsteht? Bis dahin, dass wir geguckt haben: Welche Reflexionsqualität entsteht da eigentlich? Und da ist mir deutlich geworden: Da findet eigentlich keine Reflexion statt oder nur so eine pro forma Reflexion, mit der die Studierenden etwas liefern, was von dem sie meinen, dass dies die Lehrkraft erwartet.

Das hat mich wieder zu dem Gegenstand der reflexiven Praxis gebracht (Bräuer 2000), um mir deutlich zu machen, worin hier eigentlich das Besondere des reflexiven Schreibens besteht und mit welchen Formen des Scaffoldings man als Schreibberater den Studierenden auf die Sprünge helfen könnte. Und daraus ist dann so ein Modell entstanden, reflexive Praxis vierstufig wahrzunehmen (Bräuer 2014: 27) und vier unterschiedliche rhetorische Handlungen zu identifizieren, nämlich dieses Beschreiben und Berichten als erste Handlung, dann das Analysieren und Interpretieren, dann das Werten und Urteilen und das Planen von zukünftigen Handlungen als das letzte. Um den Studierenden die Möglichkeit zu geben, auf vier Stufen zu dieser wahnsinnig komplexen Schreibform (...) Portfolio zu kommen. Und das hat sich ziemlich gut bewährt. Nur hat es einen Haken gehabt: Es hat keine Aufgabendidaktik bei den Lehrenden gehabt. Das war natürlich sehr kurz gegriffen und nicht sehr nachhaltig wirksam. Zu der Zeit hat dann für mich eine sehr starke Zusammenarbeit mit der Hochschuldidaktik begonnen und wir haben angefangen, Lehrende zu begleiten bei der Planung von Portfolioarbeit im Rahmen von Fachseminaren. Und Portfolios sind auch wirklich ein integrierter Bestandteil der Schreibberaterausbildung. Sehr pragmatisch ausgelegt, nämlich, indem eben die Leute, die an der Ausbildung teilnehmen, selber ein Portfolio führen von Anfang bis Ende der Ausbildung. (...)

Auch von Gerd wollte ich natürlich erfahren, was die Beschäftigung mit dem Schreiben für Auswirkungen auf sein eigenes Schreiben gehabt hat.

GB: Ja, da habe ich viele Defizite und Verluste erlebt. Zum Beispiel habe ich vor Längerem aufgehört literarisch zu schreiben. Da traue ich mich nicht mehr ran. Das Phänomen Schreiben ist mir in seiner Abgründigkeit so bewusst geworden; ich kann da nicht mehr naiv ran, ich habe auch zu wenig Zeit und ahne, wieviel Zeit es bräuchte, gute literarische Texte zu schreiben. Das ist mir also richtig abhandengekommen.

Aber ich denke, mein akademisches oder sachtextorientiertes Schreiben hat sich mit der Zeit optimiert. Dadurch, dass mir mein eigenes Schreibhandeln bewusster geworden ist, dass ich einfach auch einen viel größerer Reichtum an methodischem Inventar habe sowohl strukturschaffend als auch strukturfolgend, und dass ich das zu einem gewissen

Maße auch dann entsprechend einsetzen kann. So dass ich eben mein Schreibhandeln auch wieder in die Gänge bekomme, wenn Reibungsverluste dazwischengekommen sind. Da hat sich viel entwickelt bei mir. Auch auf der digitalen Ebene, so dass ich Mindmap-Tools, die auch Fließtextproduktion zulassen, dass ich die sehr gezielt nutze und daher meine strukturschaffende Ader auslebe, aber auch strukturfolgend gegensteuern kann, ohne das Bedürfnis aufgeben zu müssen, auch mal draufloszuschreiben.

Gerd hatte erwähnt, dass Schreibforschung an Schreibzentren möglich und nötig sei. Ich wollte dann genauer wissen, wie er sich die Schreibforschung durch Schreibzentren vorstelle. Was ihm vorschwebte im Unterschied zur Textlinguistik und Deutschdidaktik, was der genuine Beitrag einer Schreibberatungs- und Schreibdidaktikforschung an Schreibzentren wäre.

GB: Aus der Schreibzentrumsarbeit heraus ist das für mich das individuelle Schreibhandeln. Also klar, das gibt es als Forschungsmethode schon lange: die Leute in einen Raum zu setzen und dann zu filmen und Lautes-Denken-Protokolle anzufertigen und so weiter, oder das mit Eye-Tracking und Keystroke-Logging zu verbinden. Aber was für mich einfach noch lebendiger ist, ist das Material, was in Beratungsprotokollen steckt. Ich würde liebend gerne Beratungsprotokolle im größeren Stil auswerten, in Zusammenhang mit dem Sich-Entfalten von schreibertypischem Handeln, aber auch im Zusammenhang mit dem Phänomen des Monitorings genauer untersuchen. Im Zusammenhang mit unterschiedlichen Schreibsituationen, also meinetwegen Schreiben von reflexiven Texten wie dem Portfolio vs. Texten, die dezidiert als Leistungsnachweis von vornerein auf dem Tisch liegen. Also dass zum einen das Ticken des Schreibhandelns weiter untersucht wird, und zum anderen aber auch die andere Art und Weise des Tickens des Schreibhandelns im Kontext, im Zusammenhang mit der Schreibumgebung und den Schreibaufträgen und dem erweiterten Handlungskontext. Sich zu fragen, was da alles an Reibungsverlusten noch entsteht und inwieweit es durch Schreibende überhaupt kompensierbar ist. Das würde mich sehr interessieren und das sind natürlich alles Fragen, die dann prädestiniert sind für ein Weiterdenken in Richtung Beratungsdidaktik. Und so angewandt sehe ich auch mein Forschungsverständnis zur Schreibforschung.

Du siehst ja jetzt die Beratungsprotokolle als sehr zentral. Warum nicht sowas wie Screen-Aufnahmen?

GB: Ja, als Kombination unbedingt. Also eine Ergänzungsschiene sind für mich dann auch Schreibenden-Interviews. Also meinetwegen, wenn ich an Case Studies denke, dass man Leute mit mehreren Protokollen in Beratungsgesprächen begleitet und dann eben diese Protokolle auswertet, gleichzeitig eben vielleicht diverse Schreibaufträge aus der Schreibberatung mit Screen Recording nochmal dokumentieren lässt, das auswertet. Und das dann in Metagesprächen mit den Studierenden auswertet, als fokussiertes Interview, zu gucken: Was macht die Person sich zu eigen? Wie interpretiert sie das, wie sieht sie das, wie versteht sie das? Was da an Ergebnissen aus der Schreibhandlungsuntersuchung raus-

gekommen ist und: Welche Auswirkungen hat das langfristig? Und da käme dann natürlich für mich persönlich wieder das Portfolio ins Spiel. Wenn man da ein elektronisches Portfolio hätte, das die Schreibenden das Gesamtstudium über begleitet, da gäbe es einen Bereich im Portfolio, der hieße Schreibportfolio, also wo nicht nur Produkte gesammelt werden, sondern auch Reflexionen zum eigenen Schreibhandeln, zur Entwicklung der eigenen Schreibkompetenz.

Ich finde das immer sehr interessant, du hältst die Leute immer schon für sehr auskunftsfähig über sich selbst im Gegensatz zu anderen Forschungsrichtungen. Manche Leute würden auch sagen: Naja, sind ja alles nur Selbstauskünfte.

GB: Klar, den Faktor müsste man schon mit einbeziehen. Andererseits sehe ich schon eine Schulung sozusagen. Also Schreibforschung ist für mich nicht trennbar von diesem pädagogischen Ansatz. Also, wenn ich mit jemandem über einen längeren Zeitraum durch Beratungsgespräche in Kontakt war, dann lernt die Person etwas über das eigene Schreiben und sicherlich, das könnte man da auch wieder dokumentieren, würde sich auch da etwas wieder in diesen Aussagen zum eigenen Schreiben verändern. Also dass die Person zum einen eher in der Lage ist, Dinge zu erkennen, zu reflektieren, Dinge zu bezeichnen, vielleicht sogar auch diverse Fachbezeichnungen zu benutzen. Übrigens ist das ja im Freiburger Schreibzentrum auch durch dieses Selbstlernmaterial, was wir dort haben, ein Stück weit dafür angelegt. Die Studierenden werden in diesen Selbstlernmaterialien immer wieder mit denselben Begrifflichkeiten konfrontiert. Aber das passiert auch über die anderen Kanäle unserer Schreibzentrumsarbeit: Gruppenworkshops, Beratungsgespräch. Es greift also immer wieder alles ineinander. Wenn die Leute dann ein drittes Mal hören, dass eben der Schreibprozess nicht mein Schreibhandeln ist, sondern dass es da einen großen Unterschied zwischen Modell und Handlungsvollzug gibt, dann bleibt da sicherlich was hängen. (...)

Literatur

- Bräuer, Gerd (1996): *Warum Schreiben? Schreiben in den USA: Aspekte, Verbindungen, Tendenzen*. Frankfurt a. M./New York: Peter Lang.
- Bräuer, Gerd (1998): *Schreibend lernen. Grundlagen einer theoretischen und praktischen Schreibpädagogik*. Innsbruck/Wien: StudienVerlag
- Bräuer, Gerd (2000): *Schreiben als reflexive Praxis. Tagebuch, Arbeitsjournal, Portfolio*. Freiburg i.B: Fillibach.
- Bräuer, Gerd/Keller, Martin/Winter, Felix (Hrsg.) (2012): *Portfolio macht Schule. Unterrichts- und Schulentwicklung mit Portfolio*. Seelze-Velber: Klett/Kallmeyer.
- Bräuer, Gerd (2014): *Das Portfolio als Reflexionsmedium für Lehrende und Studierende*. Opladen/Toronto: Budrich.
- Brecht, Bertolt (1973): *Arbeitsjournal*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Elbow, Peter (1973): *Writing without Teachers*. Oxford: University Press.
- Gendlin, Eugene T. (2007): *Focusing*. Toronto/New York: Bantam Books.
- Ortner, Hanspeter (2000): *Schreiben und Denken*. Tübingen: Niemeyer.
- Perl, Sondra (2004): *Felt Sense. Writing with the Body*. Portsmouth NH: Boynton/Cook Heinemann.
- Rogers, Carl R. (2014): *Die nicht-direktive Beratung*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.

Andrea Frank

„Das sind ja jetzt die schönen Geschichten. Aber es war auch Kampf“

*Andrea Frank¹ treffe ich am 1.4.2019 in ihrem Büro an der Universität Bielefeld. Ich erkläre ihr mein Anliegen und das Ziel des Projekts, nämlich in der persönlichen berufsbio-graphischen Rückschau von Protagonist*innen der Schreibdidaktik die verschiedenen Wurzeln – intellektueller und institutioneller Art – der Schreibdidaktik zu beleuchten. Wobei natürlich auch der visionäre Blick in die Zukunft der Schreibdidaktik erwünscht ist. Bei meiner Einstiegsfrage wurde deutlich, dass Andrea die Bezeichnung „Pionierin der Schreibdidaktik“ mit eher gemischten Gefühlen aufnahm.*

Andrea Frank (AF): Bei der Bezeichnung „Pionierin der Schreibdidaktik“ muss ich etwas zucken, weil ich nicht mit Schreibdidaktik angefangen habe, sondern eigentlich mit einer Beratungseinrichtung. Und dann stimmt, dass ich das erste Schreibzentrum im deutschsprachigen Raum, vielleicht sogar in Europa, gründen konnte. Pionierin ja, aber weniger im Sinne von Schreibdidaktik.²

Ich erläuterte, dass ich die Schreibdidaktik als Oberbegriff gewählt hätte, weil ich die Schreibberatung darunter als ein Lehr-/Lernformat in der Didaktik sehe. Der Feststellung, dass sie mit Schreibberatung gestartet hätten, konnte Andrea Frank dann aber bedingungslos zustimmen. Sie begann damit, mir zu erzählen, wie sie die Idee dazu hatte, ein Schreiblabor an der Universität Bielefeld zu etablieren.

AF: Das war 1992, da hatte ich hier an der Uni Bielefeld eine Assistentenstelle und beschäftigte mich mit dem Thema Interdisziplinarität, genauer gesagt mit interdisziplinären Studienangeboten. Und irgendwie musste ich aber mal raus, brauchte Inspiration und bin dann in die USA gereist, um mir interdisziplinäre Studienangebote anzuschauen. Ich hatte erst mal nur einen Anlaufpunkt, nämlich einen Kontakt zu einer Professorin der Wayne State University in Detroit und ansonsten ein Open Pass-Ticket.

Und ich erinnere mich noch, dass ich dort zufällig bei meinem Weg über den Campus das erste Writing Center entdeckte. Und ich dachte, hm was ist das denn? Ich war dann in einem Zeitraum von zwei Monaten an sechs weiteren Unis und eigentlich mit der Fragestellung unterwegs „Interdisziplinarität in der Lehre – wie geht das und was bedeutet sie für studentisches Lernen?“ (Frank/Schülert 1994) Aber nebenbei habe ich immer Ausschau gehalten, ob es an der jeweiligen Uni auch ein Writing Center gibt. Und das war

1 **Andrea Frank** leitet das Zentrum für Lehren und Lernen der Universität Bielefeld. Sie promovierte in Erziehungswissenschaften und arbeitete zunächst als wissenschaftliche Assistentin, später als Referentin im Planungsdezernat der Universität Bielefeld.

2 Zur Geschichte des Schreiblabors an der Universität Bielefeld siehe auch: https://de.wikipedia.org/wiki/Bielefelder_Schreiblabor

dann tatsächlich an jeder Uni der Fall. Dann hab' ich ein paar Bücher zum „Writing across the curriculum“ etc. gekauft und mir nach Deutschland geschickt, damit ich sie auf der weiteren Reise nicht rumschleppen musste. Manchmal bin ich auch in ein Writing Center hineingegangen, habe gefragt, was sie überhaupt machen und wie das funktioniert. Ich habe während der zwei Monate Tagebuch geschrieben, um all die neuen Informationen und Erfahrungen festzuhalten.

Als ich wieder zurück war, dauerte es eine ganz Weile, bis sich die vielen Eindrücke gesetzt hatten und sich mit Erfahrungen aus der alten Welt zu neuen Ideen verknüpften.

Ein Jahr später kam mir also plötzlich der Gedanke, dass es doch eigentlich toll wäre, wenn wir auch hier sowas wie ein Writing Center hätten. Denn ich erinnerte mich daran, dass ich beim Schreiben der Diplomarbeit gedacht habe: Mensch, wenn ich mal früher geschrieben hätte, da hätte ich ja viel intensiver studiert. Und ich erinnerte mich daran, wie unsicher ich beim Schreiben war, und dass ich das Glück hatte, einen Prof zu haben, der mich zwar nicht offiziell betreute, den ich aber anrufen konnte, um ihm Textpassagen, die ich für die Diplomarbeit verfasst hatte, vorzulesen. Und der hat dann häufig gesagt: Ja, das hört sich doch ganz gut an, also mach mal weiter. Die Unsicherheit war ungeheuer groß, obwohl ich schon Hausarbeiten geschrieben hatte, aber so eine Diplomarbeit, einen im Verhältnis dazu viel umfangreicheren Text, fand ich schon eine Herausforderung. Also dachte ich, eigentlich bräuchte jeder so eine Stelle, zu der er oder sie hingehen kann, die einen bestärkt, wo man lernt, worauf es eigentlich ankommt und wo er oder sie eben angespornt wird, früher zu schreiben. So stellte ich mir ein Writing Center vor.

Zu der Zeit gab es hier in NRW das Aktionsprogramm „Qualität der Lehre“ und irgendwo hatte ich gehört, dass man Geld beantragen könne. Ich war immer noch wissenschaftliche Assistentin in der Erziehungswissenschaft, hatte keine Ahnung von Projektanträgen, ministerieller Bürokratie etc. Ich habe dann einfach einen Brief an den damaligen Staatssekretär des Wissenschaftsministeriums, Herrn Dr. Küchenhoff, geschrieben. Zusammengefasst: Die Studienabbrecher-Quote könnte signifikant gesenkt werden, wenn man an deutschen Unis auch Writing Center hätte. Dazu beantragte ich einen dreijährigen Modellversuch „Schreiblabor“.

Wenige Tage später erhielt ich tatsächlich ein Antwortschreiben vom Staatssekretär: Vielen Dank für Ihren interessanten Vorschlag, bitte wenden Sie sich an Herrn so und so, um weitere Schritte zu besprechen. Das Hauptproblem war dann, dass ich keine Kostenstelle angegeben hatte und nicht einmal wusste, was das ist. Ich hatte nur Geld für zwei wissenschaftliche Hilfskraftstellen und irgendwelchen Kleinkram beantragt, insgesamt waren es, glaube ich, 40 000 DM pro Jahr. Das fand ich wahnsinnig viel. Damit das Geld in der Uni ankommen konnte, brauchte ich eine Kostenstelle. Kostenstelle, das bedeutet auch Verortung. Ich wollte nicht, dass das Geld in der Fakultät ankommt und das Schreiblabor zu einem Projekt der Fakultät für Erziehungswissenschaft wird, weil ich die Befürchtung hatte, dass das Angebot dann auch nur von Studierenden dieser Fakultät wahrgenommen würde. Es sollte ein fachübergreifendes Ding sein. Und so kam es dann, dass das Interdisziplinäre Zentrum für Hochschuldidaktik sich bereit erklärte, als Kostenstelle

zu dienen und uns auch einen Raum zu geben – aber sonst wollten sie nichts damit zu tun haben. Der Modellversuch Schreiblabor konnte im September 1993 starten.

Parallel zu dem Ganzen hatte ich mich auf eine Stelle als Referentin für Studium und Lehre im Planungsdezernat der Uni Bielefeld beworben. In dem Bewerbungs- und Auswahlprozess habe ich dann gesagt: Ich mache das aber nur, wenn ich auch das Schreiblabor noch weitermachen darf. Obwohl der damalige Kanzler ganz offensichtlich überhaupt nicht nachvollziehen konnte, was das bedeuten sollte, hat er zugestimmt, und ich konnte die Stelle im September 1993 antreten. Fortan war ich nicht mehr wissenschaftliche Assistentin, sondern Verwaltungsmitarbeiterin. Ich habe also selbst nie im Schreibzentrum gearbeitet. Sondern habe das Geld besorgt, aus den Hilfskraftstellen Mitarbeiterstellen gemacht (das klappte schon im ersten Jahr) und Personal ausgesucht. Ich habe versucht, Impulse zu geben, war immer im Gespräch mit den Mitarbeiter*innen über das Konzept, und so habe ich das Schreiblabor eigentlich bis es zum Nukleus des jetzigen Zentrums für Lehren und Lernen an der Uni Bielefeld wurde, in dieser Art und Weise geleitet, also ohne formelle Vorgesetztenfunktion, ohne institutionelle Anbindung, einfach als Initiatorin und weil sich sonst auch niemand gekümmert hat.

Ich fragte, ob die Beratung von Anfang an fächerübergreifend ausgerichtet gewesen sei.

AF: Ja, für Studierende aller Fächer. Wobei am Anfang fast nur Studierende der Geistes- und der Sozialwissenschaften kamen, hauptsächlich Frauen und nach meiner Wahrnehmung eher die anspruchsvollen Studis. Das ist ja häufig so bei Beratungsangeboten, dass sie diejenigen, die es eigentlich nötig hätten, schlecht erreichen. Es kommen vor allem die, die ein Gefühl für Probleme haben, ja nicht nur ein Gefühl, sondern eigentlich schon ein Wissen darum haben, was schwierig ist. Dann haben wir – da war ich dann anders als bei den Beratungen der Studierenden, über die mir nur berichtet wurde, auch selbst beteiligt – aber relativ schnell auch angefangen, mit Lehrenden zu reden. Der besagte Prof, der für mich beim Schreiben so wichtig war, gehörte zu einer Gruppe von Lehrenden, mit denen wir uns ausgetauscht haben, wie es sonst im Studium mit dem Schreiben läuft und was man tun kann, um das Schreiben zu fördern. Denn es war ja von Beginn an klar, dass im Schreiblabor nie mehr als drei, vier Leute arbeiten würden. Das konnte ja keine Lösung für die gesamte Uni sein, für alle Studierenden. Da braucht es andere Konzepte als individuelle Beratung. Ich habe dann irgendwann die Losung ausgegeben, dass die Mitarbeiterinnen nur 30 Prozent der Arbeitszeit direkt mit Studierenden, den Rest mit Multiplikatorinnen verbringen sollten, damit wir mit den wenigen Ressourcen möglichst viel erreichen. Also für solche – aus Sicht der Mitarbeiterinnen nervige – Interventionen, immer wieder zu überlegen, wie erreichen wir mit unseren Ressourcen möglichst viel, fühlte und fühle ich mich verantwortlich. Und dann bin ich immer mal wieder reingeschneit, hab mit neuen Ideen alles aufgemischt und bin wieder weggegangen, was nicht immer konfliktlos gelaufen ist.

Ich habe die Einrichtung übrigens extra Schreiblabor genannt, weil mir das Experimentelle so wichtig war und weil ich mit dem Begriff Zentrum eigentlich immer Schwie-

rigkeiten hatte. Wenn man sich selbst zum Zentrum erklärt, was sind dann all die anderen drum herum? Die Peripherie? Auch in den USA ist die Bezeichnung Writing Center zwar viel verbreiteter als Writing Lab, aber mir war Schreiblabor lieber, ich fand es irgendwie dynamischer, und es spiegelt eher unsere Arbeitsweise, das Experimentelle. Aber inzwischen heißen wir nun doch Zentrum für Lehren und Lernen. Ich habe mich dem Zeitgeist gebeugt.

Mich interessierte, wie Andrea Frank die Anfänge der Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen beschreiben würde. Und was ihr über Bielefeld hinaus in den Blick geriet und mit welchen anderen Protagonisten sie zu tun hatte.

AF: Otto Kruse, das war der erste, zu dem habe ich Kontakt bekommen habe. Das geschah über Wolf Wagner, der dieses Buch „Uni-Angst und Uni-Bluff“ (1977) geschrieben hat. Wir haben dann Otto Kruse eingeladen, hier mal einen Workshop mit uns zu machen, damit wir ein bisschen Handwerkszeug bekommen. Sonst gab es ja eigentlich noch niemanden, der sich praktisch mit Schreibberatung beschäftigt hat. Es gab ja kein anderes Schreibzentrum. Das nächste wurde dann in Bochum gegründet. Das war ja ein Ableger von uns sozusagen, als Gabi Ruhmann, die zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft, dann als Mitarbeiterin das Bielefelder Schreiblabor mit aufgebaut hat, nach Bochum abgeworben wurde. So richtig geboomt hat es in Deutschland mit den Schreibzentren ja erst seit dem Qualitätspakt Lehre. ...

Dann hatten wir relativ viel Kontakt in die Schweiz, ich kriege das gar nicht mehr so genau zusammen, welche Kontakte man hatte, aber lange Zeit waren wir eben doch die Einzigen. Für die Weiterentwicklung war es wichtig, dass wir immer den Kontakt in die USA gehalten haben oder später neue aufgebaut haben zu anderen Leuten, als Swantje (Lahm) mal für einen Monat an die Cornell gegangen ist (Lahm 2010). Los, frag mal weiter.

Du hast das jetzt schon am Anfang ein bisschen beschrieben, wie sich diese Institutionalierungsarbeit und das Impulsgeben weiterentwickelt hat. Ich denke mal, du hast ja auch versucht, die Hochschuldidaktik darauf aufmerksam zu machen und so oder einfach darauf gehofft, dass es so interessant und wichtig für die wird?

AF: Zu Anfang habe ich Hochschuldidaktik und Schreiben auch nicht zusammengebracht. Es ging erstmal darum zu zeigen: Da gibt es eine große Nachfrage bei den Studierenden. Das Ministerium hat das aufgenommen, die Förderung wurde erhöht, aus Hilfskraftstellen wurden Mitarbeiterstellen. Dann wurde das Schreiblabor als ein Leuchtturmprojekt im Rahmen dieses Aktionsprogramms Qualität der Lehre weiter gefördert. Es erwies sich als doch sehr nützlich, dass ich inzwischen Referentin im Planungsdezernat Rektorat war, denn aus dieser Position heraus konnte ich ja noch ein bisschen mehr machen.

Für die Entwicklung des Schreiblabors war das, glaube ich, ganz gut, dass ich von außen immer neue Impulse geben konnte und das auch verknüpfen konnte mit Diskussio-

nen, die man sonst in der Uni führt, so dass das nicht so isoliert war. Es besteht ja immer die Gefahr, dass man im eigenen Sumpf versinkt.

Ich wollte wissen, ob Andrea Frank der Meinung ist, dass die Distanz zur inhaltlichen Arbeit des Schreiblabors ihr gut tat, weil sie auf ihrer Stelle den größeren Überblick hatte.

AF: Genau, und ich hatte natürlich im Planungsdezernat auch immer mit den Fakultäten zu tun und war da zum Beispiel zuständig für die Entwicklung von Studiengängen, später für die Einführung der neuen Studienstruktur mit Bachelor- und Masterstudiengängen. Also habe ich dann den armen Kolleginnen im Schreiblabor gesagt: Ihr müsst mit den Fakultäten zusammenarbeiten, ihr müsst in die Lehrveranstaltungen reinkommen, damit da geschrieben wird. Dann haben sie sich eingelesen in Fachtexte aus der Physik oder anderer Fächer, um Veranstaltungen durch angeleitete Schreibübungen mitzugestalten, was natürlich ungeheuer schwierig war, aber es waren erste Ansätze.

Wir haben damals gelernt, dass man nie mit fertigen Konzepten auf die Fakultäten zugehen darf. Die haben sowieso eine gewisse Skepsis gegenüber zentralen Einrichtungen. Die Angebote oder Interventionen müssen eben zur jeweiligen Kultur passen, zu den Personen, die da sind. Und wenn sie dazu dienen sollen, dass Studierende das fachliche Denken lernen wollen, dann müssen sie auch mit den fachlichen Inhalten verknüpft sein (Lahm: 2016, sowie die Bände der von Swantje Lahm herausgegeben UTB-Reihe: Schreiben in den Fächern).

Ich glaube, dass sich das Schreiblabor kontinuierlich weiterentwickelt hat und nie stehen geblieben ist (Frank/Lahm: 2016). Es gibt ja auch Einrichtungen, die bauen einmal ein Programm auf und halten dann daran auf Biegen und Brechen fest. Wir sind nie stehengeblieben. Bei der Tagung zum 20. Jubiläum im Jahr 2013 hielt u. a. David Russel einen Vortrag und zwar über die Entwicklung der Writing Center in den USA. Von den Anfängen bis heute. (Russel 1991, zur Entwicklung fachlicher Schreibcurricula in den USA). David hatte sich aus der Perspektive der USA, wo Schreibunterstützung im Studium ja schon sehr lange institutionalisiert war, schon länger damit beschäftigt, wie das mit dem Schreiben an Hochschulen in anderen Ländern gemacht wird (Foster/Russell 2002).

Das Lustige war, dass wir eigentlich im Schreiblabor dieselbe Entwicklung und einzelnen Schritte durchgemacht haben wie in den USA, nur in kürzerer Zeit: von der Schreibberatung für Studierende zur Entwicklung schreibintensiver Lehre in den Fächern. (...) Am Anfang haben wir auf die Individuen geschaut und entsprechend individuelle Beratungsangebote gemacht; über mehr Zwischenschritte sind wir bei dem gelandet, was wir heute machen. Und ich glaube schon, dass sich das auch dem Umstand verdankt, dass das nicht so ein isoliertes Ding war, sondern ich den Blick von außen einbringen konnte. Das wäre natürlich nutzlos, hätte es da nicht die Kolleginnen im Schreiblabor gegeben. Die nicht nur immer bereit waren, ihre Komfortzone zu verlassen, sondern auch in der Lage, so kreativ und engagiert Neues auszuprobieren.

Von allem was ich bisher gehört hatte, war bei mir der Eindruck entstanden, dass Andrea Frank mit dem Schreiblabor vor allem Schreibberatung anbieten und die Schreiblehre in den Fächern verbessern wollte. Nun wollte ich wissen, ob es jemals Überlegungen gegeben hatte, auch selbst Schreibforschung zu betreiben und schreibwissenschaftliche Begleitforschung zu machen.

AF: Ich wollte etwas Nützliches machen. Ich habe ja nicht ohne Grund eine wissenschaftliche Karriere aufgegeben und habe meine Assistentenstelle verlassen. Ich hatte keine Lust mehr darauf, Dinge zu schreiben, die fünf Leute lesen und dafür aber ein Jahr zu verwenden. Selbstverständlich möchte ich auch reflektieren, was wir tun. Ich möchte gerne, dass wir unsere Aktivitäten dokumentieren und möglichst intelligent evaluieren. Ich möchte auch, dass wir lesen und uns über einschlägige Forschungen auf dem Laufenden halten und anregen lassen. Und natürlich macht es auch Spaß, selbst zu schreiben und unsere Erfahrungen und Erkenntnisse zu veröffentlichen. Aber es ist schwer, beide Logiken zusammenzubringen, also zugleich nützlich beratend und entwickelnd und forschend zu sein. Denn für beides gelten z. B. völlig unterschiedliche zeitliche Anforderungen. Wenn Studierende vor der Tür stehen oder Lehrende anrufen, dann kannst du nicht sagen, ich melde mich in drei Wochen, wenn ich mir das gründlich überlegt habe.

Wenn wir hier eine Forschungseinrichtung wären, dann käme es hauptsächlich darauf an, viel zu publizieren. Auch in der Schreibdidaktik wird nur wahrgenommen, wer publiziert. Das könnte nur auf Kosten der praktischen Arbeit umgesetzt werden. Und jetzt kommt eine etwas eitle Stelle. Also ich würde sagen, ich habe einiges beigetragen zur Etablierung der Schreibdidaktik, der Schreibzentren, der Schreibberatung. Aber das macht mich nicht zu einer ernstzunehmenden Gesprächspartnerin im wissenschaftlichen Diskurs der Schreibforscher. Da man es ja nicht zitieren kann, findet das keine Erwähnung und wenig Anerkennung.

Denn so leicht sich das jetzt anhört, so sehr war es ja auch ein Kampf, bis wir das Schreiblabor etabliert hatten (wie der Titel von Frank/Haacke/Tente 2003 zeigt). Mit so einer Idee wird man ja nicht von allen mit offenen Armen empfangen. Es gab natürlich auch Anfeindungen aus der Universität, dass man für sowas überhaupt Ressourcen verwendet.

Im Grunde genommen, hast du mir jetzt eigentlich gerade nochmal geliefert, warum ich das Ganze mache. Weil es so viele Sachen gibt, die überhaupt nicht offengelegt sind, gerade wenn es um Etablierungsgeschichte geht. Hattet ihr denn nie Schwierigkeiten damit, dass man gesagt hat „Da gibt's ja gar kein abgesichertes Forschungswissen, zu dem, was ihr da so treibt“?

AF: Naja, ich meine, es gibt bei uns im Zentrum für Lehren und Lernen die Zentrale Studienberatung, den Career Service, also es gibt auch andere Einrichtungen, in denen Beratung für Studierende stattfindet. Und natürlich gibt es auch Forschungen zur Beratung. Aber das ist jetzt nicht so fokussiert, es gibt keine Career Service-Forschung, aber es gibt

natürlich sozialwissenschaftliche Forschungen zu Themen wie Karriereweg, berufliche Orientierungs- und Entscheidungsprozesse. Ich glaube nicht, dass da schon mal danach gefragt wurde, auf der Basis welcher Forschungsergebnisse dort gearbeitet wird. Und wir wurden von Studierenden oder Lehrenden auch nie danach gefragt. In der Zusammenarbeit mit Lehrenden hatten wir ja eine im Grunde forschende Haltung (Haacke/Frank 2012). Die Ergebnisse waren dann aber nicht wissenschaftliche Publikationen, sondern Praktiken. Und die Lehrenden und Studierenden waren ja an Praxis interessiert ... Die Einzigen, die das fragen würden, könnten die Schreibforscher sein.

Da Andrea Frank ihre Rolle als Impuls- und Ideengeberin beschrieben hatte, wollte ich von ihr wissen, wie sie auf neue Ideen kommt, wie sie Impulse aufgreift und umsetzt.

AF: Ich lese natürlich, was andere machen und denken. Ich lese keine dicken Forschungsabhandlungen, dafür habe ich keine Zeit und keine Geduld. Ich lese Artikel, Zeitschriften, habe Newsletter abonniert. Ich habe irgendwie das Glück, dass ich immer auf Ideen komme und es liegt vor allen Dingen daran, dass ich viel mit Leuten rede und dass ich Dinge zusammenbringen kann, die erstmal nicht zusammengehörten, vielleicht aus unterschiedlichen Kontexten kommen.

Man muss mit der Idee zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort sein und Leute finden, denen das dann auch gerade wichtig ist. Aber natürlich braucht es manchmal einfach auch Zeit, damit sich was entwickeln kann. Das sieht man an unserem Programm „Richtig einsteigen“³. Im schreibdidaktischen Teilprojekt „Literale Kompetenzen“ geht es darum, dass in den schreibintensiven Fächern Konzepte entwickelt, erprobt und etabliert werden, die das Schreiben fördern (...).

Dass wir da so viel erreicht haben, das liegt natürlich auch an der Vorarbeit, die im Schreiblabor geleistet wurde, und an Expertise, die wir – insbesondere Swantje Lahm – in die Zusammenarbeit mit den Fakultäten einbringen konnten. Das sieht man im Vergleich zum Parallelprojekt „Mathematische Kompetenzen“, das in mathehaltigen Fächern durchgeführt wird. Da gab es eben diese Vorarbeit gar nicht oder sagen wir mal weniger. Wir haben zwar das Institut für Didaktik der Mathematik, aber dort beschäftigt man sich mit Mathe als Schulfach, aber nicht damit, wie man die Bedeutung der Mathematik in vielen wissenschaftlichen Disziplinen in der Hochschullehre gerecht werden kann. In diesem Projekt ging das viel langsamer voran, da sind viele Angebote additiv geblieben, während es im Bereich der literalen Kompetenzen tatsächlich in einigen Fächern gelungen ist, die Vermittlung von fachspezifischen Schreibkompetenzen in fachliche Lehrveranstaltungen zu integrieren. Aber so etwas dauert eben unheimlich lang, bis etwas Neues akzeptiert

3 „Das Programm ‚richtig einsteigen.‘ unterstützt Studierende in der Studieneingangsphase dabei, den Grundstein für ein erfolgreiches Studium zu legen. Ziel ist es, Studieneinsteiger*innen bei anfänglichen Orientierungsproblemen zu helfen und insbesondere ihre mathematischen und literalen Kompetenzen sowie ihre Datenkompetenzen für den universitären Kontext und das spätere Berufsleben zu stärken.“ (<https://uni-bielefeld.de/themen/richtig-einsteigen/ueber-uns/index.xml>) Zum Thema literale Kompetenzen: <https://uni-bielefeld.de/themen/richtig-einsteigen/literale-kompetenzen/index.xml>

wird. Jetzt rümpft ja keiner mehr die Nase über das Schreiblabor. Das gehört einfach dazu. Das war unser Ziel, dass das irgendwann so normal ist wie ein Rechenzentrum, das gehört auch dazu. Okay, es gilt sicher noch als unverzichtbarer ...

Und das war früher sonst schon häufiger der Fall, dass es dieses Naserümpfen gab?

AF: Ja, natürlich. Da haben manche Profs gesagt: Ja wenigstens Schreiben werden die Studierenden ja wohl in der Schule gelernt haben. Rechnen lernen sie ja schon nicht, aber Schreiben sollen sie doch wohl gelernt haben. Dass das Schreiben in der Wissenschaft etwas anderes ist als im Deutschunterricht, davon wollten viele nichts wissen. Sie haben es einerseits als Zumutung empfunden, sich auch noch darum kümmern zu sollen, und andererseits als Frechheit, dass wir uns herausnahmen, ihnen etwas über das Schreiben in ihrem Fach erzählen zu wollen. Über diese Schwierigkeiten habe ich seinerzeit mit Stefanie (Haacke) viel diskutiert und nachgedacht (Haacke/Frank 2006). Na ja, inzwischen gibt es doch viel Kooperation mit Lehrenden, die wissen, wie kompliziert es mit dem Schreiben ist.

*Was ich aus dem Interview mit Gabi Ruhmann wusste und was mir Andrea Frank bestätigte, war, dass das Schreiblabor zuerst auf WHKs und dann auf Mitarbeiterstellen gesetzt hatte. Ich wollte nun wissen, wie es eigentlich dazu kam, dass auch studentische Peer-Tutor*innen Schreibberatung anbieten.*

AF: Ich lernte auf der EATAW-Tagung in Groningen Harvey Kail kennen, der mir erzählte, was sie für ein Riesenschreibzentrum sie an der University of Maine haben. Ich war beeindruckt und fragte nach, was denn das für Mitarbeiter seien. Es stellte sich raus, dass die meisten Studierende sind, die da arbeiten. Da habe ich gedacht, okay, es müssen vielleicht nicht unbedingt Mitarbeiter sein, es geht vielleicht auch anders. Wir haben dann Harvey Kail und Paula Gillespie hierher eingeladen, um den Peer-Tutoren-Ansatz kennenzulernen und darüber nachzudenken, was wir daraus bei uns machen können. So geht es mit den Ideen. Man lernt jemanden kennen, der etwas Interessantes macht, lädt ihn (oder sie!) ein, bringt ihn mit anderen Leuten zusammen und wenn man dann noch das Glück hat, dass es gerade eine Ausschreibung gibt, dann kann daraus ein Projekt werden. So war das in diesem Fall: Es gab den Wettbewerb „Exzellente Lehre“ des Stifterverbands. Der Aufbau einer studentischen Schreibberatung wurde Teil unseres Antrags „Wege zu einer neuen Studien- und Lehrkultur“. Wir gehörten dann tatsächlich zu den glücklichen Gewinnern und bekamen eine Million. Das Geld war natürlich nicht nur für uns und die studentische Schreibberatung, sondern auch für Lehrprojekte in den Fakultäten. Der Qualitätspakt Lehre gab uns dann die Möglichkeit, die Peer Learning-Angebote noch auszuweiten.

Ich war auch bei Andrea Frank sehr gespannt, welche Desiderate sie in der Schreibunterstützung an Hochschulen sieht.

AF: Ich finde, wir sollten das berufsbezogene Schreiben stärker machen. Klar muss man wissenschaftlich schreiben lernen, um sein Studium abzuschließen und man lernt dabei

auch viel für andere Kontexte. Aber es wäre schön, wir würden auch andere Textsorten aufnehmen. Es gab hier mal eine sehr engagierte Professorin in der Linguistik (Elisabeth Gülich). In ihrem Seminar zum Thema Experten-Laien-Kommunikation gab es immer einen praktischen Anteil, in dem die Studierenden ihr erworbenes Wissen umsetzten, indem sie z. B. Informationsbroschüren für Patienten einer Reha-Klinik überarbeitet haben, um sie für die Adressaten verständlicher zu machen. Als Frau Gülich mir davon erzählte, kam ich auf Idee, weitere Anwendungsfelder in der Uni anzugehen. Das Studierendensekretariat und das International Office schicken viele Schreiben raus, die von juristischen Experten formuliert sind und für juristische Laien und vor allem für Menschen mit anderer Muttersprache nicht unbedingt leicht zu verstehen sind. Ich dachte, das wäre jetzt eine gute Gelegenheit und zugleich Übungsmöglichkeit für die Linguistik-Studierenden, diese Schreiben adressatenorientiert zu überarbeiten, damit man sie besser versteht und auch, damit sie freundlicher sind. Frau Gülich konnte sich das gut vorstellen, aber in der Verwaltung gab es einen ziemlichen Aufstand dagegen und die Befürchtung, dass bessere Verständlichkeit und ein freundlicherer Ton die Korrektheit der Information gefährden könne. Am Ende wurde, glaube ich, ein Schreiben des IO für die Überarbeitung freigegeben. Vielleicht kriegen wir irgendwann noch eine stärkere Verknüpfung zwischen Career Service und Schreiblabor hin, denn man könnte da noch viel mehr machen.

Wo wir gerade bei Wünschen sind: Super fände ich, wenn wir alle Lehrenden, die die Praktika in naturwissenschaftlich-experimentellen Fächern verantworten, dazu gewinnen könnten, die Protokolle, die alle Studierenden schreiben müssen, besser anzuleiten. Die Studierenden wissen häufig gar nicht, warum sie da was machen sollen. Das ist so eine gute, aber leider häufig verpasste Lernchance. Denn eigentlich ist das typische Laborprotokoll vom Aufbau her das Modell für die Abschlussarbeit.

Dieses Labor-Protokoll ist so eine große Chance, im Sinne von „kleine Intervention, große Wirkung“. Irgendwann kriegen wir es hin, wir haben jetzt einen ganz guten Kontakt in die Chemie. Da kann es sein, dass es jetzt klappt, dass wir da ein bisschen vorankommen.

Auch von Andrea Frank wollte ich wissen, ob die Berührung mit der Schreibdidaktik Auswirkungen auf ihr eigenes Schreiben gehabt habe.

AF: Ein bisschen bewusster ist man sich der Sache schon, aber ob es das Schreiben selbst verändert, weiß ich nicht. Die Umstände, der Arbeitskontext, verändern das Schreiben, früher habe ich witziger geschrieben oder mit großem Spaß an ironischen Formulierungen.

Aber natürlich weiß man mehr über sich: Ich kann z. B. besser Texte überarbeiten als Texte anfangen, andere können sofort losschreiben. Als Stefanie (Haacke), Swantje (Lahm) und ich 2007 gemeinsam unseren Ratgeber für Studierende (2. Aufl. 2013) schreiben wollten, haben uns unsere unterschiedlichen Stärken, Schwächen und daraus resultierenden Herangehensweisen manches Mal in die Krise gestürzt. Aber letztlich haben wir Strategien gefunden, damit umzugehen und die unterschiedlichen Stärken zu nutzen. Aber was

welche Auswirkungen auf das eigene Schreiben hat, ist schwer zu sagen. Es wird sich bestimmt verändert haben, aber das selbst zu beobachten und Kausalzusammenhänge zu konstruieren ist ein bisschen schwierig. Aber es ist schon immer noch die Sache, für die ich brenne. Weil das Verschriftlichen für mich in dieser Welt der Beliebigkeit etwas angenehmes Verbindliches hat.

Dann noch eine Sache, über die ich neulich nachgedacht habe: Wenn wir feststellen, dass die jungen Leute heute, wenn sie irgendwas machen wollen, egal ob einen Kuchen backen, einen Nagel einschlagen, eine Matheaufgabe lösen oder ein Gerät in Gang setzen, sich lieber ein Video aufrufen als etwa ein Buch aufschlagen oder eine Gebrauchsanweisung lesen: Heißt das, dass wir jetzt, sagen wir mal, die wissenschaftliche Literatur verfilmen müssen, damit sie die Gedankenwelt von Max Weber oder Niklas Luhmann irgendwie nachvollziehen können? Oder heißt das, dass wir Filme machen müssen, in denen man zeigt, wie man Niklas Luhmann oder Max Weber liest? Müssen wir uns Gedanken zur Entwicklung von Chatbots oder sonst irgendwelchen Apps fürs Handy machen, die einen fragen: „Hast du heute schon 5 Seiten gelesen? Du erreichst die nächsten Level, wenn du noch zehn Seiten liest?“ Sollen wir uns auf diese Gamification einlassen?

Ich warf daraufhin ein, dass ich darin einen spannenden Ansatz sehe. Und dennoch sei es problematisch immer danach zu schauen, welche äußeren Anreize wir schaffen, um irgend etwas zu lesen, dass jemand eigentlich deswegen lesen sollte, weil er ein Studium hoffentlich auch nach Interesse gewählt hätte.

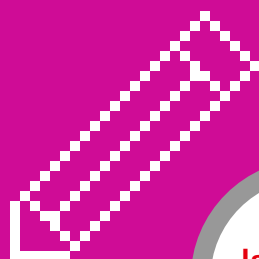
AF: Ja, sehe ich auch. Aber es hilft ja nichts.

Du sagst es. Ich danke dir.

Literatur

- Foster, David/Russell, David R. (Hrsg.) (2002): *Writing and Learning in Cross-National Perspective. Transitions from Secondary to Higher Education*. Mahwah: Taylor and Francis.
- Frank, Andrea/Schülert, Jürgen (1994): Interdisciplinary Studies as Change of Perspectives. In: *Issues in Integrative Studies*.
- Frank, Andrea/Haacke, Stefanie/Tente, Christina (2003): Contacts – Conflicts – Cooperation. A Report from the Writing Lab of Bielefeld University. In: Björk, Lennart/Bräuer, Gerd/Rienecker, Lotte/Jørgensen, Peter Stray (Hrsg.): *Teaching Academic Writing in European Higher Education*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers. 165–174.
- Frank, Andrea/Haacke, Stefanie/Lahm, Swantje (2007): *Schreiben in Studium und Beruf*. Stuttgart: Metzler. 2. Aufl. 2013.
- Frank, Andrea/Lahm, Swantje (2016): Das Schreiblabor als lernende Organisation. In: Hirsch-Weber, Andreas/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Wissenschaftliches Schreiben in Natur- und Technikwissenschaften*. Wiesbaden: Springer. 9–28.

- Haacke, Stefanie/Frank, Andrea (2006): Typisch deutsch? Vom Schweigen über das Schreiben. In: Kissling, Walter/Perko, Gudrun (Hrsg.): *Wissenschaftliches Schreiben in der Hochschullehre. Reflexionen, Desiderate, Konzepte*. Innsbruck/Wien: StudienVerlag. 35–44.
- Haacke, Stefanie/Frank, Andrea (2012): Den ‚Shift from Teaching to Learning‘ selbst vollziehen! – Gedanken zur Selbstverortung einer neuen Kaste an den Hochschulen. In: Brinker, Tobina/Tremp, Peter (Hrsg.): *Einführung in die Studiengangentwicklung, Blickpunkt Hochschuldidaktik*, Bd. 122. 225–238.
- Lahm, Swantje (2010): Lehrend in die Wissenschaft. Die Qualifizierung von Doktorand/innen für schreibintensive Lehre am John S. Knight Institute for Writing in the Disciplines, Cornell University, USA, In: *Das Hochschulwesen* 1/2010, 21–27.
- Lahm, Swantje (2016): *Schreiben in der Lehre*. Opladen & Toronto: Budrich.
- Russell, David R. (1991): *Writing in the Academic Disciplines, 1870–1990: A curricular history*. Southern Illinois University Press.
- Wagner, Wolf (1977): *Uni-Angst und Uni-Bluff heute: Wie studieren und sich nicht verlieren*. Rotbuch Verlag. Neuauflage 2007.



Überall gut informiert

Abonnieren Sie das **JoSch – Journal für Schreibwissenschaft digital** und lesen Sie wann und wo Sie möchten!

Ihre Abo-Vorteile im Überblick:

- Vollständiger Zugriff auf das Web-Archiv des JoSch
- Download der ganzen Ausgabe oder einzelner Artikel
- Freiheit über die Wahl Ihres Lesegerätes
- Reduzierter Abonnement-Preis gegenüber dem regulären Jahresabonnement
- Keine Versandkosten
- Digitales Lesen spart Papier

Alles zum digitalen Abonnement und weitere Informationen finden Sie auf wbv.de/josch.

Franziska Liebetanz,
David Kreitz,
Leonardo Dalessandro,
Nicole Mackus (Hg.)

**JoSch – Journal für
Schreibwissenschaft**

Jahresabonnement digital
2 Ausgaben pro Jahr, 25,00 € (D)
Artikelnummer: JOSDigital